



16. Heft | 18. August 1915

JOSEPH BLOCH · WO STEHEN WIR JETZT?

ALS die deutsche Sozialdemokratie am 4. August 1914 den Existenzkampf des deutschen Volkes auch als den ihrigen erkannte, und so die nationale Einheit hergestellt wurde, konnte der Sinn dieses Krieges der Mehrheit des Volkes noch nicht offenbar sein. Da er scheinbar im Osten entstand, war es nur wenigen klar, daß es jetzt um die Verwirklichung der e n g l i s c h e n Absichten ging, die seit anderthalb Jahrzehnten die Zurückdrängung und Unterbindung der wirtschaftlichen Kräfte des deutschen Volkes zum Inhalt hatten. Wenn die Regierung Großbritanniens nun auch, ihrer Tradition gemäß, lieber den eigentlichen Krieg zunächst den kontinentalen Mächten allein überlassen hätte, um so, selber ungeschwächt, durch deren gegenseitige Schwächung ihre Ziele zu erreichen, so war diesmal doch das Bündnisgefüge zu fest, als daß sie sich von vornherein einer aktiven Anteilnahme an dem Krieg hätte entziehen können. Schon der Abend des 4. August 1914 brachte die englische Kriegserklärung, zu der durch den Einmarsch der deutschen Truppen in Belgien der Anlaß gegeben war. Das erste Kriegsjahr hat dann in immer größerer Klarheit die wahre Bedeutung dieses Krieges enthüllt. England hat von Anfang an den Krieg als Wirtschaftskrieg, als Krieg um die Herrschaft auf dem Meer und übersee geführt. Gerade der englische Aushungerungsplan hat am meisten dazu beigetragen, das deutsche Volk nicht nur zu erbittern sondern auch zu unterrichten. Vervollständigt wurde die Erkenntnis, daß England nicht nur der gefährlichste sondern überhaupt der eigentliche Kriegsgegner sei ¹⁾, durch die Beobachtung, daß die politische Führung des ganzen Feldzugs von London ausging, daß die übrigen, Großbritannien alliierten Mächte, wenn sie auch ihre eigenen Kriegsziele verfolgten, doch im wesentlichen sich den englischen Intentionen fügten und die englische Ermattungsstrategie zu der ihrigen machten.

Diese in der Not gewonnene Erkenntnis darf nicht verdunkelt werden. Unsere Vorliebe für die freiheitlichen Zustände Englands, unser Abscheu vor dem russischen Gewaltregiment: beides ist tief begründet und berechtigt (das

¹⁾ Für solche, auch in unseren Reihen, die bei welthistorischen Begebenheiten die Ursachen nicht in den inneren Triebkräften der Völker und ihrer Wirtschaft sondern (wahrhaftig echt marxistisch!) in dem diplomatischen Schriftwechsel der Regierungen suchen, bringt die Veröffentlichung der Berichte der belgischen Gesandten in Berlin, London und Paris in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung ein Belegmaterial, hinreichend, um auch diejenigen, die daran zweifeln, daß England den Krieg vorbereitete, eines richtigeren zu belehren. Das Ergebnis dieser Aktenstücke faßt B e r n h a r d in der Vossischen Zeitung vom 9. August 1915 in dem Satz zusammen: »Daß unser Heer sein Vaterland verteidigt und nicht fremde Völker angreift, haben in dem großen, jetzt schwebenden Weltprozeß die Zeugen Lalaing, Grindl und Leghait beschworen.

erste bedingt²⁾, das zweite unbedingt), aber beides darf hier nicht mit-sprechen. Denn hier geht es um ganz anderes. Wir müssen uns darüber klar werden, daß England und Deutschland in diesem Krieg wirklich innere Gegensätze trennen, die für die Zukunft beider Völker entscheidend sind, während die Gegensätze zwischen dem Deutschen Reich und den Kontinentalmächten im wesentlichen nur aus historischen Traditionen stammen. Deutschland muß sich sein Recht auf Auswirkung seiner produktiven Kräfte gegen England erkämpfen, das seine durch innere Leistungen nicht mehr begründete Monopolstellung durch Gewalt und durch Niederhaltung des Neuheraufkommenden aufrechterhalten will. Die Deutschen sind ein Volk der Weltwirtschaft; ihre wirtschaftliche Potenz verweist sie auf eine Betätigung übersee, die Freiheit der Meere ist für sie kein Schlagwort sondern Lebensnotwendigkeit, die englische Meeresdiktatur ist daher unvereinbar mit der Erfüllung der deutschen Zukunftsaufgaben. Aber um vom britischen Weltreich nicht erdrückt zu werden, um Seegeltung auch gegen den Willen Englands erringen zu können, dazu bedarf es auf die Dauer eines Zusammenschlusses der kontinentaleuropäischen Staaten. Diese werden über kurz oder lang durch den Zwang der Verhältnisse zusammengeführt werden, da es ihr Ziel doch nicht sein kann zur dauernden Aufrechterhaltung der britischen Suprematie über alle sich dauernd gegenseitig aufzureiben.³⁾

Solange Krieg ist, ist die Zurückdrängung und Überwindung des Gegners das einzige Ziel. Diese Aufgabe bleibt den Heeren überlassen, und sie wird (wovon das ganze deutsche Volk tief durchdrungen ist) von Hindenburg gelöst. Aber der Politiker hat die Aufgabe an die Zukunftsgestaltung des Friedens zu denken. Für ihn sind daher nicht alle Kriegsgegner Feinde schlechthin, er hat nach den wahren Interessen der Völker zu differenzieren. Und da ergibt sich, daß Deutschland zu den Kontinentalstaaten sich in einem andern Verhältnis befindet als zum britischen Inselreich.

In Frankreich, das jetzt von einem hoffnungslos unversöhnlichen Haß gegen alles Deutsche beherrscht zu sein scheint, war vor dem Krieg von den besten Köpfen der Nation eine Annäherung an Deutschland gewünscht worden. Die Revancheidee hatte im Volk ihre Kraft verloren. Erst durch die englischen Bemühungen ist sie wieder zu einem aktiven Faktor der Politik geworden. Es gab Kreise, in denen man fühlte, daß Frankreichs militärische Kraft zu englischen Zwecken gebraucht werden sollte. 3 Jahre vor dem Ausbruch des Weltkriegs erschien eine Schrift des französischen Sozialisten Francis Delaisi La guerre qui vient, in der mit erstaunlicher Klarheit die wahre Lage geschildert wurde:

»Ein furchtbarer Krieg zwischen England und Deutschland bereitet sich vor. . . Was England will, ist: die deutsche Industrie vernichten, und dafür ist das beste Mittel ihm seine Rohstoffzufuhr abzuschneiden und seine Ausfuhrhäfen zu sperren.«

Ganz unvoreingenommen beurteilt Delaisi das Verhältnis Deutschlands zu Frankreich, er widerlegt die Fabel von der deutschen Angriffslust, durch

²⁾ Siehe Jansson Die englische Psychose, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, pag. 677 ff.

³⁾ Sehr gut hat Lensch in dem Leitartikel des Hamburger Echos vom 7. August 1915 diese Tendenz der englischen Politik formuliert: »In Frankreich und Rußland erblickte die englische Bourgeoisie niemals etwas anderes als die Schwertführer der englischen Profitinteressen, deren Schicksal an sich völlig gleichgültig sei, ja deren militärische Schwächung in einem langen und opferreichen, wenn nur nicht völlig verlorenen Kriege gegen Deutschland eigentlich im wohlverstandenen Interesse Englands liege. . . Im Vierverband. . . haben sich bisherige Todfeinde zu einem vorübergehenden Spezialzweck verbunden. Der Spezialzweck wird verschwinden, die Todfeindschaft bleiben.«

die die Franzosen geschreckt wurden. Er berichtet dann von Bemühungen deutscher und französischer Banken eine Finanzgemeinschaft ins Leben zu rufen und bemerkt dazu:

»Es ist kein Zweifel, daß wir heute die Entente cordiale mit Deutschland hätten, wenn dies Finanzbündnis durchzusetzen gewesen wäre. Aber in diesem Augenblick fing man an sich in England zu beunruhigen. . . . Als bald erschien, im Anfang des Jahres 1903, Eduard VII. mit großem Pomp in Paris. Die überaschten Pariser, die vor 2 Jahren noch »Es lebe Krüger!« und »Nieder mit Chamberlain!« gebrüllt hatten, erfuhren mit einemmal, daß man nunmehr »Es lebe Eduard VII.« rufen müsse. . . . Am Tag nach der Abfahrt des Königs nach London verkündeten die Finanzagenturen, . . . daß das deutsch-französische Syndikat gesprengt sei. Und ein Jahr später war die Entente cordiale mit England geschlossen.«¹⁾

Delaisi verlangte damals als einziges Mittel der Rettung seines Volkes vor der durch England heraufbeschworenen Katastrophe die Neutralität Frankreichs in dem kommenden Krieg. Ob man in der Ernüchterung, die nach dem fürchterlichen Blutopfer der jetzigen Kriegshysterie in Frankreich folgen muß, zu der Einsicht kommen wird, die vor dem Krieg bei den Hell-sichtigen bereits bestand, bleibt abzuwarten. Deutschland, militärisch unbezwinglich, kann jedenfalls die spätere Gestaltung der französischen Dinge mit Ruhe betrachten.

Der Gegensatz zwischen Deutschland und Frankreich ist (unabhängig von der durch den Krieg geschaffenen Lage) ausgleichbar. Denn die Aufgaben eines Volkes mit gleichbleibender Kopfzahl liegen nicht auf weltwirtschaftlichem und kolonialem Gebiet. Die französische Nation wird auf ihrem eigenen Gebiet nicht durch die deutsche beengt, zusammen mit ihr könnte sie vielmehr erst recht zur höchsten Entfaltung der in ihr noch liegenden Kräfte, und gerade auch ihres technischen Genies, kommen (von dem rein Geistigen ganz zu schweigen). Frankreich würde dann dauernd vor dem Schicksal bewahrt bleiben ein Schutzstaat Englands zu werden und damit auch im Innern zu verkümmern.

Die Bedrohung Deutschlands durch Rußland wäre an sich durch die Ausdehnungssucht des russischen Reichs gegeben, durch den tief im russischen Volk liegenden Glauben an die Weltendung des Russentums: einen Glauben, der die ursprünglich friedliche, die westlichen Gewaltmethoden verabscheuende Slawophilie in einen kriegerisch-allrussischen Panlawismus verwandelt hat. Im Fernen Osten ist dieser Ausdehnungssucht durch Japan ein Halt gesetzt worden. Und wir sahen, daß Rußland vor diesem entschlossenen Willen zurückwich. Heute, 10 Jahre nach dem russisch-japanischen Krieg, wird ein russisch-japanisches Bündnis abgeschlossen (ein Akt, dem von unserer Presse keine besondere Beachtung zuteil wird, obgleich er auch für uns selbst in der Zukunft von erheblicher Bedeutung sein kann).

»Die tiefbegründete Eigentümlichkeit des russischen Erweiterungsstrebens offenbarte sich hier. Es geht überall auf der Linie des geringsten oder scheinbar geringsten Widerstandes vor und macht jedesmal zögernd halt an den Grenzen einer tatsächlichen Gegenmacht.«²⁾

Der russische Ausdehnungsdrang, der sich in Asien nach Süden richtete und dort auf seinen natürlichen Gegner, England, stieß, ist eben von England

¹⁾ Siehe Delaisi Der kommende Krieg / Berlin 1915/, pag. 5, 14 und 29 f.

²⁾ Siehe Leuthner Russischer Volksimperialismus /Berlin 1915/, pag. 67. × Auf die in die Gründe nationalen Seelenlebens hinabsteigende Untersuchung Leuthners in dieser Schrift (die in den Sozialistischen Monatsheften noch besprochen werden soll) sei auch an dieser Stelle besonders aufmerksam gemacht.

durch die Entente vorerst nach dem europäischen Westen abgelenkt worden. Indes, nach den deutschen Siegen in diesem Krieg dürfte heute kaum jemand noch an eine Überflutung Deutschlands durch russische Heere glauben. Und selbst wenn das russische Reich durch Erstarbung und Organisierung seiner nationalen Kräfte im Innern in einigen Jahrzehnten die stärkste Militärmacht der Welt werden sollte, braucht es darum den Völkern seiner Westgrenze, und namentlich Deutschland, noch nicht gefährlich zu sein. Den Wall der Eroberungssucht findet es in dem erstarkten Nationalbewußtsein der Völker selbst, gerade auch der südslawischen, die wohl ein Bündnis mit Rußland, keinesfalls aber eine Unterwerfung unter russischen Erobererwillen mehr zulassen werden. Und das deutsche Volk wird so lange unverwundbar sein, als es noch über schaffende Kräfte verfügt. Diese zu entwickeln muß daher unsere einzige Sorge sein, und sie sind, wie die Dinge liegen, heute nur im Kampf gegen England zu behaupten, so lange, bis England einsieht, daß es hier auf einen Gegner gestoßen ist, den es nicht niederringen kann, dem es daher, unter Aufgabe aller Weltherrschaftsaspirationen, seinen Anteil gönnen muß.

Wir wünschen alle die Befreiung des russischen Volkes und der Fremdvölker im russischen Reich von dem Zwang des Despotismus und der Korruption der Bureaucratie. Aber die Befreiung eines Volkes kann nur sein eigenes Werk sein.⁶⁾ Jedenfalls hängt alles das in erster Linie von der Macht der nationalrevolutionären Strömungen in Rußland selbst ab, dann auch von dem Fortgang der militärischen Operationen, aber nicht von unseren Postulaten hier daheim. Es ist zudem ein gefährliches Wagnis von Deutschland aus die komplizierten Nationalitätenprobleme des Ostens lösen zu wollen; diese liegen bei den auf dem selben Territorium durcheinandergeschachtelten Nationen, die nach Autonomie verlangen, wohl in der Hauptsache anders als sie nach den Proklamationen im Ausland erscheinen. Wir werden jeden etwa ausbrechenden wirklichen Befreiungskampf mit Sympathie verfolgen. Wir dürfen uns aber nicht die Mission aufreden lassen Rußland *vernichten* zu wollen. Jagen wir solch einer Utopie nach, so bringen wir uns gerade in die Gefahr, der wir vorbeugen wollen. Wir kämpfen um die Sicherung unseres Daseins und denken nicht daran die Zukunftsentwicklung eines andern, dieses jugendkräftigen russischen Volkes unterbinden zu wollen und damit das selbe historische Unrecht zu begehen, das England uns gegenüber eben begangen, und das den Weltkrieg entfesselt hat. Wir müssen vielmehr zugestehen, daß es ebenso unrecht wie unsinnig wäre dem russischen Volk das Atmen erschweren zu wollen, daß daher das russische Streben nach einem Zugang zum Meer an sich berechtigt ist.⁷⁾ Indes, gerade die Zentralmächte wären im Verein mit der Türkei am ehesten in der Lage dem russischen Volk diesen Zugang auf friedliche Weise zu verschaffen, zum Nutzen und zur Entfaltung aller beteiligten Völker; während Rußland von England trotz allen Versprechungen diese Gabe doch nicht (oder nur zum Schein) erhalten könnte, weil dazu der russisch-englische Gegensatz, der jetzt zum Zweck des gemeinsamen Kampfes gegen den Dritten von England stillgelegt ist, in Wahrheit zu

⁶⁾ Der russische Genosse Trotzki hat in seiner Schrift *Der Krieg und die Internationale* (Zürich 1914) den Gedanken zurückgewiesen, als ob die russische Revolution von einem andern Staat bewirkt werden könnte als von Rußland selbst.

⁷⁾ Siehe darüber namentlich Schippel *Deutschland, England und Rußland*, in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1915, I. Band, pag. 383 ff.

mächtig ist und später wieder seine frühere Stärke erreichen wird. Wodurch dann der russischen Politik andere Wege gewiesen werden.

Wir Sozialisten stehen auf dem Standpunkt der Freiheit und des Selbstbestimmungsrechts der Nationen. Wir wollen auch jetzt, mitten in den Leidenschaften des Weltkriegs, den anderen Völkern das gleiche zuerkennen, was wir für uns beanspruchen. Wenn wir diesen Grundsatz stets beachten, werden wir den Sinn auch dieses Weltkriegs tiefer erfassen können. Und wir werden dann auch lernen weniger an die Vergangenheit zu denken und die uns überkommenen Kategorieen für unumstößlich zu erachten als vielmehr in die Zukunft zu sehen und deren Neubildungen vorbereiten zu helfen.



IN Deutschland gibt es anglophile Kreise, die konsequent darauf bedacht sind unsere politische Stoßkraft (und nur um diese handelt es sich für uns hier, die militärische bleibt ganz außer Betracht) von England abzulenken und auf die europäischen Kontinentalstaaten zu übertragen. Geben wir diesem, zielklar organisierten Bestreben nach, so ist eine Anlehnung an England, die für Deutschland eine *A b h ä n g i g k e i t* bedeutet, am Ende unvermeidlich, und der alte Gegensatz Europa gegen England wird zuungunsten Europas entschieden. Deutschland würde dann, aufgerufen im Namen der *weißen Rasse*, schließlich noch England aus seiner Notlage in Ostasien zu befreien suchen und sich wieder die Rolle übertragen lassen, die es bereits beim Frieden von Schimonoseki übernahm, und die auf Deutschland jene Erbitterung ableitete, die eigentlich England zgedacht war. Wir müssen auch endlich die Falschmünzerei beseitigen, die mit dem Schlagwort der *Westmächte* getrieben wird, einer Bezeichnung, die dem widernatürlichen und widerhistorischen Bündnis zwischen England und Frankreich gar noch den Schein einer innern Zusammengehörigkeit, eines gemeinsamen Kulturbewußtseins gibt. Jene Prediger der *Westmächte* kümmern sich doch wirklich nicht um das Schicksal Frankreichs, das sie lediglich als Hilfstruppe Englands loben, und das sie sofort mitsamt seiner gerühmten Demokratie beiseite schieben würden, wenn es sich gemeinsam mit dem übrigen Europa der Vormundschaft Englands entledigen wollte. Also keine falschen Wertungen, durch die die Sympathieen des deutschen Volkes in die Irre geführt werden sollen!

Wo steht denn jetzt das deutsche Volk? Von den Vierverbandsmächten hat keiner der Kontinentalstaaten bisher irgendeinen nennenswerten Teil deutschen Bodens okkupieren können. England aber hat *d e u t s c h e K o l o n i e n* besetzt und gedenkt die noch verbleibenden und vom deutschen Mutterland abgeschnittenen gleichfalls zu nehmen. Nebenbei legt es auch die Hand auf griechische Inseln, und alle Welt findet das eigentlich selbstverständlich, weil ja Britannien ein angestammtes Recht auf alles hat, was auf dem Meer liegt. Daß man aber auch in den angeblich deutschfreundlichen Kreisen Englands schließlich ganz gut weiß, worauf es hier ankommt, das beweist, um von vielen Zeugnissen eines herauszugreifen, ein Artikel aus dem *New Statesman*, in dem der ehemalige Gouverneur von Britisch Zentralafrika, Sir H. H. Johnston, mit jener britischen Offenheit, die im Grunde nie vor der Verkündigung ihrer Ziele zurückschreckt, sich wie folgt äußert:

»Da gibt es wahrhaftig noch Leute diessits des Kanals und in einigen neutralen Ländern, die da meinen, man solle Deutschland nach dem Krieg seine Kolonien wiedergeben, ihm seine Vorteile in der Türkei lassen, kurz vergeben und vergessen,

sich mit der Räumung Frankreichs, Belgiens und Polens begnügen und wieder Freundschaft mit dem deutschen Volk schließen. . . Solche überchristlichen Leute [extremists of Christianity] finden, daß es doch recht häßlich wäre, wenn wir uns mit deutschen Kolonien entschädigen und uns durch die Zerstörung des deutschen Kolonialreichs gegen eine zukünftige Wiederholung dieses Kampfes auf Leben und Tod sichern wollten. Der Gang der Ereignisse aber wird zu mächtig sein. Australien wird Neuguinea, den Bismarckarchipel, die Karolinen und Marianen, die Marschall- und die Palauinseln und die nördlichen Salomonsinseln nicht wieder loslassen; Neuseeland wird sich nicht wieder von Samoa zurückziehen; Japan wird Kiautschou festhalten; die Südafrikanische Union Namaland und Damaraland bis zur portugiesischen Grenze und Rhodesien den *Caprivizipfel* zwischen Sambesien und Ovamboland. Frankreich wird sicherlich Osttogo und seinen Anteil an Deutsch Kamerun nicht wieder räumen. Und England wird wohl kaum Gewalt anwenden, um seine Tochnationen und seine Alliierten zur Rückgabe der eroberten deutschen Kolonien zu zwingen. In Wirklichkeit kommt nur noch das Schicksal Deutsch Ostafrikas in Betracht, der einzigen deutschen Kolonie, die noch nicht in den Händen der Alliierten ist. . . Aber schließlich werden die Engländer auch das mit Hilfe der tapferen Kongobelgier und ihren Tausenden von wohlgeübten Eingeborenentruppen erobern. . . Die Verteilung der deutschen Besitzungen und der deutschen Einflußsphären und Konzessionen in der Türkei wird von den Alliierten nach ihrem endgültigen Sieg durch Abmachungen vorgenommen werden. . . Wenn Deutschland so aller seiner Besitzungen und Vorrechte beraubt ist, dann haben wir seinen Handel in der Alten Welt in unserer Macht. Dann kann Deutschland in keinem der großen Produktions- und Absatzländer ohne Einwilligung der Alliierten rechtmäßigen Handel treiben. Wenn es dann noch einmal versucht zum Krieg gegen seine Nachbarn zu rüsten, so werden diese Nachbarn durch Tarife und sonstige Maßnahmen seinen Handel unterbinden.«⁸⁾

In der selben Zeitschrift hat sich dann freilich ein Professor aus Cambridge, G. Lowes Dickinson, gegen diesen Artikel gewandt und ausgeführt:

»Wenn die englische Politik den Rat Sir Harry Johnstons befolgt, wird die Geschichte feststellen, daß England, das angeblich sich an dem Krieg beteiligt hat, um den Statusquo gegen das deutsche Streben nach Weltherrschaft zu verteidigen, den Krieg benutzt hat, um sein schon so gewaltig großes Gebiet noch gewaltig zu vergrößern und den Handel seines vornehmsten Rivalen dauernd seiner Gnade zu unterwerfen.«

Aber auch dieser Autor meint:

»Ich gebe zu, daß es wahrscheinlich so kommen wird [daß die Alliierten sämtliche deutschen Kolonien behalten werden], und daß insbesondere die Regierungen von Australien, Neuseeland und Südafrika, mehr noch als die unsere hier zu Hause, das letzte Wort darüber zu sprechen haben.«⁹⁾

Also England läßt durch seine »Tochnationen« deutsches Gebiet annek-
tieren und bedauert dann höflich es behalten zu müssen. Da die eng-
lischen Deutschenfreunde so selber für die Aufklärung und Informierung
des deutschen Volkes sorgen, so ist wohl zu hoffen, daß diesmal vielleicht
eine etwas vertiefte ökonomische Einsicht das traditionelle Westlertum eines
immerhin stark antiquierten Kulturliberalismus überwinden wird.



ASSEN wir uns weder durch Anglophilie noch durch Russo- oder Gallophobie den Blick einengen, denken wir vielmehr als Deutsche an das Schicksal des deutschen Volkes und als Sozialisten an die Entwicklung der gesamteuropäischen Produktivkräfte, so ergibt sich daraus auch für uns die Beantwortung der Frage: Wo steht heute, beim erneuten Zusammentritt des Reichstags, ein Jahr nach der ersten

⁸⁾ Siehe Johnston *The Disposal of the German Colonies*, im *New Statesman* vom 24. Juli 1915.

⁹⁾ Siehe Dickinson *The Disposal of the German Colonies*, im *New Statesman* vom 31. Juli 1915. × Der Vorwärts, der diese Auslassungen am 10. August nach einem Wolffschen Telegramm wiedergibt, nennt sie »eine verständige englische Stimme«.

Kriegstagung, die deutsche Sozialdemokratie? Wenn wir auch mit Sicherheit annehmen, daß man den Deutschen, bei aller Kraft und Tapferkeit der feindlichen Armeen, militärisch nicht mehr beikommen wird, so ist damit der Krieg noch lange nicht zugunsten Deutschlands entschieden. Es handelt sich um die dauernde Sicherung des Deutschen Reichs, um die Freiheit seiner Selbstbestimmung, um die Gewährleistung maritimer Gleichberechtigung, um die Möglichkeit kolonialisatorischer Arbeit im wohlverstandenen Interesse des deutschen Volkes, namentlich seiner Arbeiterklasse, wie um des ethischen Gebots willen die Kräfte da zu entfesseln, wo sie ungenutzt gebunden sind. Es handelt sich um die Möglichkeit weiterer wirtschaftlicher Ausbreitung, die keine Unterjochung anderer Völker sondern nur eine freiwillige Zusammenarbeit mit ihnen bringen soll. Das zukunftskräftige Bündnis, das Deutschland mit dem Nahen Orient abgeschlossen hat, zeigt uns einen Weg, den zu gehen namentlich deutscher Arbeitstüchtigkeit und deutscher Organisationsbegabung vorbehalten ist. Und die Gebiete, die sich das Deutsche Reich in Afrika erworben hat, und deren Erschließung deutscher Tüchtigkeit überlassen blieb, werden wir nicht preisgeben wollen, um England den ununterbrochenen Weg von Kairo nach dem Kap zu überliefern und ihm dadurch die Herrschaft über den ganzen Erdteil überhaupt zu verschaffen. Darum steht die Sache im August 1915 genau so wie im August 1914: Das deutsche Volk kämpft immer noch den Kampf um seine Zukunft, der Kampf ist noch unentschieden und bedarf der konzentriertesten Zusammenfassung aller nationalen Kräfte.

Die Einheit des Volkes, die im August 1914 geschaffen wurde, darf also im August 1915 nicht geschwächt werden. Diejenigen unter uns, die jetzt den Burgfrieden beenden und den Kampf gegen die Regierung und die anderen Parteien wieder eröffnen wollen, meinen damit zweifellos der Sache des Friedens und des Sozialismus zu dienen. Aber sie beleben dadurch nur die Hoffnung auf innere Uneinigkeit im deutschen Volk bei den Gegnern und wirken damit auf eine Verlängerung des Krieges hin. Sie sollten doch vor allem ihrer Pflicht als Sozialisten eingedenk sein die Kräfte der deutschen Arbeiterklasse zu schützen, die von dem Gewaltstreben der englischen Bourgeoisie bedroht sind. Damit leisten sie auch den Arbeitern aller Länder einen großen geschichtlichen Dienst, sie fördern damit diejenige Tendenz, die, unserm heutigen Stand ökonomischer Erkenntnis gemäß, zur Höherentwicklung der Produktivkräfte, damit zur Sozialisierung der Produktion und zur Überwindung des Kapitalismus führt. Etwas mehr Sozialismus tut uns Sozialdemokraten not.

Darum dürfen wir jetzt, solange sich über den endgültigen Ausgang des Kampfes noch gar nichts sagen läßt, uns auch nicht auf bestimmte Friedensbedingungen verpflichten wollen; und zwar nach keiner Richtung hin. Wir würden damit doch nur das deutsche Gewicht gerade beim Friedensschluß schwächen. Einige sicherlich sehr wohlmeinende Intellektuelle, die sich jetzt der Politik ergeben haben, und die nun auf diesem, ihnen neuen Gebiet mit einer Autorität auftreten zu können glauben, die sonst nur durch gewissenhaftes Studium oder vieljährige praktische Betätigung erworben wird, haben in ihrem Übereifer eine Eingabe einiger Verbände in die Öffentlichkeit gezerzt, in der der Wunsch nach bestimmten Annexionen geäußert wurde. Sie haben damit der Sache des Friedens, auf den sie doch hinwirken

wollen, einen sehr schlechten Dienst erwiesen. Und sie erweisen ihr einen noch schlechtern, wenn sie nun, als Gegenschlag zu jenen positiven Forderungen, die Sozialdemokratie zu ebenso bestimmten negativen Forderungen drängen wollen. Diejenigen, die die wirkliche Verantwortung für das Geschick Deutschlands fühlen und auf sich nehmen, können jetzt unmöglich einem Verlangen von der einen oder der andern Seite entsprechen und, während alles noch schwankt, bestimmte Dinge festlegen, was doch nur bedeuten würde, daß man den Einsatz des Gegners für den weitem Kampf verringert und so den Kampf für das eigene Volk erschwert.

Auch im Innern sollte jeder Kampf schweigen, solange er draußen tobt. Der Sinn des Burgfriedens ist ja doch nicht der, daß man nur die äußeren Feindseligkeiten unterläßt. Es sollen vielmehr alle Schichten des Volkes zu gemeinsamer Arbeit zusammengefaßt werden: einer Arbeit, die auch ihre Konsequenzen für die Friedenszeit haben wird. Die Sozialdemokratie kann später dann nicht mehr beiseitretreten und den anderen das Werk der Neugestaltung des Reichs überlassen. Sie kann dem Reich nicht mehr die erforderlichen Mittel verweigern, sie kann sich auch nicht mehr mit bloßen Forderungen und späteren Protesten begnügen; sie wird vielmehr ihren Wert nicht mehr im bloßen Wollen sondern im Vollbringen zu erweisen haben. Die großen nationalen Aufgaben dürfen nicht mehr gegen sie oder ohne sie sondern nur noch durch sie gelöst werden. Die deutsche Arbeiterbewegung hat in der Kriegszeit bewiesen, daß sie in ihren wirtschaftlichen Organisationen für das Volksganze zu arbeiten versteht, daß sie die Solidarität der Klassen als notwendige Ergänzung des Klassenkampfes begriffen hat und zu betätigen weiß. Die Gewerkschaften und die Genossenschaften haben ihre nationale Funktion erfüllt so gut es in ihren Kräften stand. Sie werden ihre Ziele noch weiter stecken müssen. Die Gewerkschaftsbewegung, die selber ja die in harter Arbeit schaffenden Schichten unseres Volkes vertritt, wird mehr Verständnis für die Produzenteninteressen im allgemeinen (und namentlich auch der Landwirtschaft gegenüber) bekommen und bekunden müssen. In der wirtschaftlichen wie in der politischen Arbeit wird bei dem Wiederaufbau Deutschlands im Frieden für die bloße Negation überhaupt kein Platz mehr sein.

Die tausendfältigen Erfahrungen, die, von kleinen Kreisen zwar schon früher erfaßt, im Volk selbst doch erst durch den Krieg zum Bewußtsein gebracht wurden, werden durch produktive Arbeit aller Glieder des Volkes in wirkliche Leistungen umgesetzt werden müssen. Die Arbeiterklasse wird dabei Funktionen zu übernehmen haben, die sie früher als außerhalb ihres Kreises liegend, ja zum Teil als ihr feindlich entgegenwirkend angesehen hat. Wenn dann später der Kampf der Parteien und der Klassen wiederkehrt, wird die in ihm aufgewandte Energie nicht mehr der Zerstörung sondern der Aufrichtung materieller und ideeller Werte dienen.




ZUERST aber heißt es zu diesem Zweck: z u s a m m e n h a l t e n , um einen Frieden zu erreichen, der die Sicherheit seines Bestands in sich trägt, der nicht unter Bedingungen zustande kommt, die eine Ära neuer Kriege vorbereiten. Wir alle wünschen, daß dem furchtbaren Krieg so bald wie möglich ein Ende gemacht wird, und es wird wohl kaum jemand unter uns sein, der ihn etwa um seiner selbst

willen oder um Ziele fortsetzen möchte, die außerhalb der nationalen Selbstbehauptung liegen. Es ist daher Unrecht, wenn die allgemeinemenschliche Friedenssehnsucht, die von allen geteilt wird, zu besonderen Parteizwecken ausgenutzt wird. Auch diejenigen, die in guter Absicht Friedenskundgebungen erließen, müssen doch begreifen, wie sehr sie sich über deren Wirkung getäuscht haben. Nicht wir haben über den Frieden zu bestimmen. Wir sehen, daß der Vierverband im Dienst Englands jeden Gedanken an ihn zurückweist, daß er gar nicht daran denkt Deutschland ein Recht auf seine Zukunft zuzuerkennen, daß er es zwingt immer weiter zu kämpfen. Jeder zusammengebrochenen Hoffnung folgt eine neue; wie Italien von England zum Krieg ermuntert wurde, so stand auch die Hereinziehung anderer Staaten in methodischer Folge auf dem Programm der britischen Politik. Man baut auf die Macht des englischen Prestiges, das durch die Entschlossenheit und Folgerichtigkeit der englischen Politik durch die Jahrhunderte begründet wurde. In der Tat täuscht die unwürdige Herabwürdigung der englischen Art, wie sie in allerhand zweifelhaften Literaturerzeugnissen betrieben wurde, allzu leicht über die Größe der Gefahr hinweg.

Aber wir haben die gegründete Überzeugung, daß England diesmal seine Absichten nicht durchsetzen, daß es an dem selben Prinzip scheitern wird, das es in der Vergangenheit zu seinen Siegen geführt hat. England verkörpert heute nicht mehr den wirtschaftlichen Fortschritt. Wenn es heute den andern niederzwingen will, so kann es nicht mehr auch dessen Funktionen für die Welt übernehmen; die soziale Struktur ist durch keinen Weltstaatsstreich zu ändern. Vielleicht erfüllt das deutsche Volk, 100 Jahre nach Waterloo, die beherrschende Idee Napoléons, an deren Ausführung sein überzeitlicher Geist scheitern mußte, weil die Zeit ökonomisch noch nicht reif für sie war: die Befreiung der Welt von dem Druck der britischen Alleinherrschaft zur See, als Vorbedingung der Zusammenfassung der europäischen Festlandsmächte zu einem einheitlichen Wirtschaftsgebilde.

XX

HUGO LINDEMANN · PARTEIZERSPLITTERUNG ODER VOLKSEINHEIT?

EI Beginn der Plenarsitzungen der württembergischen Zweiten Kammer wurde diese und die Öffentlichkeit durch die Gründung einer neuen Fraktion überrascht, die sich den Namen Sozialistische Vereinigung beilegte. Über die Art und Weise, wie diese Fraktion entstanden ist, wurden vor kurzem in der Schwäbischen Tagwacht von dem Vorstand der sozialdemokratischen Fraktion Mitteilungen gemacht. Danach war das frühere Mitglied der Fraktion Westmeyer nicht mehr Mitglied der Partei und konnte daher auch nicht länger Mitglied der Fraktion sein, da eine Fraktion schließlich kein Kaffeekränzchen ist, zu dem jedermann eingeladen werden kann. Die beiden anderen Mitglieder der neuen Fraktion hatten sich mit ihrem Führer solidarisch erklärt und im Plenum gegen den Beschluß der Fraktion den Etat ohne Debatte in die Kommission zu verweisen gestimmt. Als dieses Verhalten in einer Fraktionssitzung scharf kritisiert wurde, hat der eine noch in dieser Sitzung auf Einladungen zu den Sitzungen der Fraktion verzichtet, also damit seinen Austritt vollzogen. Das dritte Mitglied teilte den gleichen Verzicht dem Fraktionsvorsitzenden erst einige Wochen später mit, als die Gründung der neuen

Fraktion Sozialistische Vereinigung vollzogen war. Es ist notwendig diese nicht gerade weltbewegenden Vorgänge festzustellen, um der Behauptung, die Mitglieder seien aus der Fraktion hinausgedrängt worden, von vornherein entgegenzutreten. In dem von der Stuttgarter Sonderorganisation gegründeten Blättchen *Der Sozialdemokrat* werden für die Gründung der neuen Fraktion andere Gründe als die Solidaritätserklärung mit dem Nichtparteilich Westmeyer angegeben. Die neue Fraktion rechtfertigt ihre Existenz aus einem Paragraphen der Geschäftsordnung, den sie übrigens gründlich mißverstanden hat. Neue Mitgliedervereinigungen könnten in der Kammer nicht mundtot gemacht werden, erklärt sie. Sie sei somit eine Frucht der Notwehr gegen die Gewaltpolitik der sozialdemokratischen Fraktion und werde sich bald als notwendige Einrichtung zur Vertretung sozialistischer Grundsätze im württembergischen Landtag erweisen. Die neue Fraktion sei an den Beschlüssen der anderen Fraktionen nicht beteiligt, infolgedessen auch nicht daran gebunden, könne daher ungehindert zu jedem Antrag und jedem Gesetzentwurf sprechen, neue Anträge einbringen usw. Dadurch zwingt sie die anderen Parteien zur Stellungnahme und zerstöre die schöne Harmonie, die ohne sie im Landtag bestehe.

Es braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, daß diese Begründung erst später der neuen Fraktionsgründung gegeben wurde. Diese ist in der Tat nur der Abschluß der langen parteizerstörenden Tätigkeit, die Westmeyer seit Jahren hier in Württemberg betrieben hat. Man scheint sich außerhalb Württembergs über die Motive, die zu dieser Parteizersplitterung geführt haben, den Kopf in recht unnützer Weise zu zerbrechen und kommt dabei sogar dazu um die Häupter der Parteizersplitterer die Aureole des zwar engen, aber überzeugungstreuen politischen Sektierertums zu weben. Ein Artikel von Hans Leuß sieht in der neuen Parteigründung nur einen Ausfluß von Eingängertum und Eigenbrötelei, wie sie auch in den zahlreichen religiösen Sekten in Württemberg zum Ausdruck kommen. Der Kenner der Verhältnisse kann über eine derartige Idealisierung nur lächeln, ganz abgesehen davon, daß gerade die Führer der württembergischen *Überradikalen* alles andere, nur nicht Württemberger sind. Ich will auf die persönlichen Gegensätze und Eifersüchteleien und andere Menschlichkeiten nicht weiter eingehen; es ist das ein zu unerquickliches Kapitel, mit dem man sich besonders in einer Zeit wie der heutigen nicht gern beschäftigt. Ich konzediere also der *radikalen* Begründung, mit der die Notwendigkeit gegen die Politik des Parteivorstands und der Reichstagsfraktion sowie der überwältigenden Mehrheit der Partei Front zu machen und im Verfolg dieser Überzeugung die Einheit der Partei und ihre politische Kraft zu zerstören der Öffentlichkeit verkündet wird, den guten Glauben, den sie behauptet. Dann kommt den Vorgängen der letzten Zeit in Württemberg eine Bedeutung zu, die über den engen Kreis dieses Staates hinausgeht. Sie zeigen deutlich, wohin die Reise der *Überradikalen* geht: Loslösung von der Partei, Gründung einer eigenen Partei, von eigenen Fraktionen in Landtagen und Gemeindevertretungen, kurz überall da, wo solche Mandate im Besitz von Anhängern dieser Gruppe sind. Dabei findet man sich sehr leicht mit dem Einwurf ab, daß der Mandatsträger auch das Vertrauen seiner Wähler besitzen, zum mindesten durch ihre Stimmen gewählt sein müsse. Zu einer Mandatsniederlegung und einem Appell an die Wählerschaft zwecks Rechtfertigung ihres Vorgehens hat sich noch keiner jener Parteiretter bemüht gefühlt.

Der Gegensatz zwischen der Politik der sozialdemokratischen Fraktion und der abgesplitterten Gruppe tritt am deutlichsten in ihrem Verhalten zu der Budgetabstimmung und den dazu abgegebenen Erklärungen zutage. Die sozialdemokratische Fraktion hat in der Abstimmung über den Hauptfinanzetat mit Ja abgestimmt und führte in ihrer Erklärung zur Rechtfertigung ihrer Haltung zwei Gründe an.

Der eine war die Einführung der Vermögenssteuer in einer Form, die zwar nicht alle Ansprüche unseres Programms erfüllt, aber doch in ihrer weitgehenden Befreiung der kleinen Vermögen ebenso die Anerkennung der Fraktion fand wie die Beschlagnahme des Reichsanteils an der Wertzuwachssteuer für den Staatshaushalt. Die württembergische Regierung war die erste der größeren Staaten Deutschlands, die sich schon während der Kriegszeit dazu entschloß die Deckung des Defizits nicht auf zukünftige Anleihen oder Steuern zu verschieben sondern schon jetzt während des Krieges an die Deckung heranzutreten. Sie wählte dazu die Vermögenssteuer. Da bei ihr alle Vermögen von nicht mehr als 20 000 Mark und alle Vermögen von nicht mehr als 50 000 Mark, falls der Steuerpflichtige mit einem Steuerjahreseinkommen von weniger als 2000 Mark zur Steuer veranlagt ist, steuerfrei bleiben, erfüllte die Regierungsvorlage die Forderung nach Schonung der weniger leistungsfähigen Klassen, die ja für die Ausbildung der staatlichen Steuersysteme von uns stets in die erste Linie gestellt wird. Auch die Wertzuwachssteuer verfolgt den gleichen Grundsatz, sie besteuert nur unverdiente Gewinne und nur bei ihrer Realisierung. Da die Regierung sich nur unter der Bedingung zur Einbringung der Vermögenssteuer bereit erklärte, daß alle Parteien des Landtags für den Entwurf in seinen entscheidenden Grundbestimmungen stimmten, stand die Fraktion vor der Frage, ob sie durch ihre Zustimmung zu der Vermögenssteuer und dem die Erhebung der Vermögenssteuer erst bewilligenden Finanzgesetz diesen wichtigen Fortschritt auf dem Gebiet des Steuerwesens, für den sie seit Jahren gekämpft hatte, dem Volk bringen oder ihn auf unbestimmte Zeit vertagen wollte. Ihre Zustimmung hätte die Fraktion auch mit der Nürnberger Resolution begründen können. Denn ihre Ablehnung des Finanzgesetzes und des Budgets hätte ohne jeden Zweifel die Annahme eines für die Arbeiterklasse ungünstigern Budgets zur Folge gehabt. Die Vermögenssteuer wäre nicht gekommen, das Defizit wäre zunächst nicht gedeckt worden, und aller Voraussicht nach hätte man zur Erhöhung der Ertragssteuern und der Einkommenssteuer gegriffen, die beide in der Form, die sie jetzt haben, gerade die Arbeiterklasse sehr viel schwerer getroffen haben würden als die Vermögenssteuer, von der kaum eines ihrer Mitglieder erfaßt werden wird. Die Nürnberger Ausnahme war also auf alle Fälle gegeben, und die Fraktion war auch nach jenem Parteitagsbeschuß formell berechtigt die Budgetbewilligung im ersten Teil ihrer Erklärung mit der Einführung der neuen Steuergesetze zu begründen.

Diese Überlegungen waren aber für die sozialdemokratische Fraktion nicht allein, ja nicht einmal vorwiegend entscheidend. Sie stellte sich rückhaltlos auf den gleichen Standpunkt, den die Reichstagsfraktion in ihrer Erklärung vom 4. August 1914, dann am 2. Dezember 1914 und schließlich wiederum am 20. März 1915 eingenommen hat. Nach ihrer Ansicht haben alle innerpolitischen Gegensätze so lange zu schweigen, als die Gefahren noch nicht

endgültig abgewehrt sind, die dem Sein unseres Volkes von einem feindlichen Angriff drohen. Deshalb galt es ihr als erste Pflicht die Geschlossenheit des württembergischen Volkes auch nach außen zu betonen und auszusprechen, daß die Volksklassen, die wir zu vertreten haben, sich als einen untrennbaren Teil des Volksganzen betrachten. In diesen Sätzen liegt die Bedeutung ihrer Budgetzustimmung.

Die Erklärung enthält neben diesem offenen Bekenntnis zur Solidarität unseres Volkes noch eine Verwahrung. Die Fraktion lehnte alle Schlüsse ab, die man für die Zukunft, sei es nach dieser oder nach jener Richtung hin, für ein späteres Handeln der Fraktion ziehen möchte. Sie sprach daher auch aus, daß es sich für sie jetzt nicht darum handle einer Regierung ein Vertrauensvotum zu geben. Darum handelte es sich bei der Schlußabstimmung für sie so wenig wie übrigens wohl auch für die bürgerlichen Parteien. Wenn die Zweite Kammer mit Ausnahme der Dreimännerfraktion den Etat und die neuen Steuergesetze geschlossen bewilligte, so kam es ihr darauf an bei dieser für das württembergische Staatswesen immerhin wichtigen Angelegenheit in einer Kundgebung auch dem Ausland zu zeigen, daß von einer Zerrüttung und Zerklüftung des Volkes trotz allen Meinungsverschiedenheiten im einzelnen keine Rede sein kann. Man braucht nur die Erklärung der neuen Fraktion danebenzuhalten, um den tiefgehenden Unterschied in der Gedankenauffassung zu erkennen. Für die Sozialistische Vereinigung scheint der Krieg überhaupt nicht zu existieren. Sie arbeitet mit den Schlagworten, die wir auf den Parteitag in Nürnberg und Magdeburg zur Genüge haben hören können: Der Staat ist die Herrschaftsorganisation der besitzenden Klassen, dieser Organisation müssen die Mittel zu ihrer Betätigung, dem Regierungsausschuß der herrschenden Klassen jede Vertrauenskundgebung grundsätzlich verweigert werden. Der Krieg hat diesen Klassencharakter des Staates nur verschärft, wie das die Not der Bevölkerung, die Profitjagd der Besitzenden, die Wehrlosmachung des arbeitenden Volkes im Kampf gegen seine Ausbeuter durch die Beseitigung des gesetzmäßigen Zustands auf dem Gebiet des Vereins-, Versammlungs- und Pressewesens beweisen. Es hat sich also nach Ansicht der Sozialistischen Vereinigung im Grunde durch den Krieg überhaupt nichts in dem Verhältnis zwischen Arbeiterschaft und Staat geändert. Daß dieser Staat jetzt im Krieg die Organisation der Machtmittel des deutschen Volkes ist, mit denen es den Kampf um seine Existenz führt, ist den Herren überhaupt nicht zum Bewußtsein gekommen. Sie haben noch nicht begriffen, daß, wenn der Himmel einfällt, alle Spatzen tot sind. Für sie bleibt das Prius der Kampf der Arbeiterschaft gegen Staat und Regierung, mögen darüber auch Staat und Volk zugrunde gehen. In der Tat, sie haben nichts gelernt und nichts vergessen. Die ungeheuren Ereignisse dieser Zeit sind an ihnen vorübergerauscht.

Offenbar werden alle die Vorgänge, die wir in diesen Zeiten des Krieges erlebt haben, nicht ohne Wirkung in der Zukunft sein. Man mag über die bessere Erkenntnis, die zahlreiche Regierungshandlungen beweisen, so hoch oder so gering denken wie man will, man mag für eine zukünftige fortschrittliche und freiheitliche Entwicklung unseres Gesellschafts- und Staatswesens noch so große oder so kleine Hoffnungen haben: die Spuren der Ereignisse sind unauslöschlich in die Tafeln der Geschichte eingegraben. Wie keine

Kraft im Weltgeschehen wirkungslos vergeht, so wird auch die wertvolle Arbeit, die Partei und Gewerkschaften im Dienst der Arbeiterklasse in dieser Kriegszeit im Rahmen des Volksganzen geleistet haben, nicht unnutz und wirkungslos getan sein. Ebenso kann aber auch ihre Wirkung an der Partei selbst nicht ausbleiben. Diese kann sich nicht wie der zürnende Achill grollend in ihre Zelte zurückziehen und sich nach dem Ende des Krieges wieder an ihrer glänzenden Isolierung wie einst erfreuen. Auf der andern Seite, wenn die Sozialdemokratie diesen Staat von heute und mit ihm das Volk, die beide man nicht nach Laune oder durch die Kraft der Abstraktion von einander trennen kann, durch ihre Kraft vor der Vernichtung hat bewahren helfen, so hat sie sich damit auch das Recht vor der Geschichte erkämpft auf diesem auch zu ihrem Eigen errungenen Boden die Furchen für die Saat der Zukunft mit ihrem Pflug zu ziehen.

ROBERT SCHMIDT · DIE DEUTSCHEN GEWERKSCHAFTEN IM KRIEGSJAHR

MIT den schwersten Befürchtungen sah man bei Beginn des Krieges den gewaltigen Erschütterungen entgegen, die der Krieg im Staatsleben hervorrufen würde. Mußte nicht unter dem Anprall des schrecklichen Schicksals, das über die Völker hereinbrach, alles in den Abgrund gerissen werden, was die Menschen mühevoll an Kulturarbeit aufgebaut hatten? Mußte nicht die Kriegsfurie, die über die deutschen Lande dahinraste, alles zertreten und vernichten, was ihr im Weg stand? Um Jahrzehnte, so glaubte man, würden wir zurückgeworfen werden, nur schwer und allmählich würden wir neue Kräfte sammeln können das Verlorene wieder einzubringen. Und mit dem wirtschaftlichen Leben der Nation, das so ernst bedroht schien, war auch das geistige gefährdet, es mußte im Kriegsgetümmel untergehen. Wenn nicht ganz so Schlimmes über uns kam wie wir beim ersten Sturm des Unheils fürchteten, so verdanken wir das den Leistungen unseres Heeres, das uns, außer in Ostpreußen und in einem kleinen Teil des Elsaß, vor den Leiden einer fremden Invasion bewahrt hat. Die Verwüstungen in Ostpreußen sind schwer genug. Wäre es aber den Russen gelungen größere Teile unseres Vaterlands niederzubrennen und zu zerstören, so wären die Folgen noch weit schrecklicher gewesen als alles, was wir uns in pessimistischen Stimmungen ausmalten. In Ostpreußen kann die Bevölkerung wieder aufatmen, aber Jahrzehnte mögen vergehen, ehe die Spuren des Krieges dort mit Hilfe des ganzen Landes völlig getilgt sein werden.

An der deutschen Arbeiterbewegung wird diese Zeit nicht ohne nachhaltige Wirkung vorübergehen. Gelingt es den Zwist in unseren Reihen nicht überwuchern zu lassen, dann überstehen wir den Krieg ohne dauernden Schaden und können nachher unsere Tätigkeit mit einem guten Stamm treugebliebener Kämpfer da fortsetzen, wo sie unterbrochen wurde. Zu dieser Hoffnung berechtigt uns insbesondere der Stand der Gewerkschaftsorganisationen. Der schwere Druck, den sie bei Beginn des Kriegs unter der Arbeitslosigkeit auszuhalten hatten, konnte bald überwunden werden. Ihre finanzielle Rüstung ermöglichte es ihnen dem Ansturm auf ihre Kassen Trotz zu bieten, und sie werden nach Beendigung des Feldzugs bei einem erneuten Einsetzen der Arbeitslosigkeit wiederum gerüstet dastehen.

Mußten anfänglich die statutarischen Leistungen zur Sicherstellung der finanziellen Lage der Organisationen herabgesetzt werden, so sind gegenwärtig diese Kürzungen erfreulicherweise fast allgemein aufgehoben. An Kriegsunterstützungen wurden in den ersten 9 Monaten, auf die sich bis jetzt die Erhebungen erstrecken, recht respektable Summen aufgebracht. Allein an die Familien der zum Heer Eingezogenen wurden bis zum 30. April 1915 von den Gewerkschaften 7 005 193 Mark an Unterstützungen gezahlt; wichtiger noch sind die Leistungen für die Arbeitslosen, für die 20 539 138 Mark verausgabt wurden. Weniger günstig sieht es mit der Mitgliederzahl der Gewerkschaften aus. Am Schluß des 2. Quartals 1914 zählten die freien Gewerkschaften 2 521 303 Mitglieder, nach den Erhebungen vom 30. April 1915 war diese Zahl bis dahin auf 1 323 978 gesunken. Da 958 247 Organisierte zum Heeresdienst einberufen sind, wäre ein Mitgliederverlust von 239 078 zu verzeichnen. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß in den vom Krieg zerstörten Landesteilen die Gewerkschaften ihre Tätigkeit unterbrechen mußten, ferner, daß sehr viele ihren Eintritt in den Militärdienst nicht anmeldeten, so daß der Mitgliederrückgang nicht voll anzusetzen ist. Einige Verbände berichten sogar von einer erheblichen Zahl von Neuaufnahmen; so geben die Bauarbeiter 14 513, die Transportarbeiter 14 122 und die Holzarbeiter 10 400 Aufnahmen neuer Mitglieder an. Denkt man daran, daß jetzt jede öffentliche Agitation in den Gewerkschaften fortfiel, so braucht man bei diesen Ergebnissen um die Zukunft der Organisationen nicht besorgt zu sein.

Trat nun auch die Tätigkeit der Gewerkschaften in der Öffentlichkeit weniger hervor, so wurden um so intensiver alle Hilfsmittel ausgenutzt, um der Arbeiterschaft unter der gegebenen Situation zu nützen.¹⁾ Die Bestrebungen die Wirkungen des Krieges zu lindern wiesen Gewerkschaften und Unternehmerverbände bald auf gewisse Berührungspunkte hin. Die Not führte sie zu gemeinsamer Arbeit zusammen, denn die Störungen des Erwerbslebens trafen Arbeiter und Unternehmer gleich hart. Es mußte der Versuch gemacht werden durch vermehrte Arbeitsgelegenheit, Aufträge des Staates oder der Gemeinden, Beschaffung von Rohmaterial, Belebung des Exports, die Gewerbe wieder in Gang zu bringen. Hier war der Weg zur Verfolgung gemeinsamer Interessen leicht gewiesen. Für die Zukunft, für den Abschluß von Tarifverträgen, wird diese Zusammenarbeit sicher gute Wirkung ausüben, sie ist geeignet manche Vorurteile zu beseitigen. Es war keine leichte Aufgabe für die Gewerkschaften an den Tarifbestimmungen festzuhalten; man muß anerkennen, daß sehr einflußreiche Unternehmerverbände auf ihre Mitglieder einzuwirken suchten, damit diese auch unter den veränderten Verhältnissen die Vereinbarungen innehielten. Waren auch nicht alle Unternehmer entsprechend zu beeinflussen, so wandten sich doch mit geringen Ausnahmen ihre Organisationen gegen eine Ausnutzung der Notlage der Arbeiter und bekundeten so ihren Wunsch die Vereinbarungen auch unter erschwerten Bedingungen aufrechtzuerhalten. Anregungen der Gewerkschaften, die dahin zielten einer möglichst großen Zahl von Arbeitern Beschäftigung zu verschaffen, durch Verkürzung der Arbeitszeit, durch Einführung von Halbtagschichten usw., fanden oft verständiges Entgegenkommen.

¹⁾ Siehe hierzu auch Legien Die Gewerkschaften als Organe des nationalen Wirtschaftslebens, in den Sozialistischen Monatsheften, 1915, 1. Band, pag. 165 ff.

Mit der Zunahme der Beschäftigung, besonders in der Rüstungsindustrie, änderten sich bald die Verhältnisse. Der anfängliche Lohndruck wich, es kam zu Lohnerhöhungen, die auch über die Minimalsätze der Tarife hinausgingen, weil anerkannt wurde, daß bei der Preissteigerung der Lebensmittel die Voraussetzungen beim Tarifabschluß nicht mehr maßgebend waren. Die Gewerkschaften verkannten zu Beginn des Krieges auch nicht die schwierige Lage, in der sich die Landwirtschaft befand. Diese sollte im Krieg erweisen, ob sie die Volksernährung sicherstellen könne; ihre Leistungsfähigkeit war aber dadurch gefährdet, daß Arbeitskräfte zum Hereinbringen der Ernte fehlten. Bereitwilligst wurden die fehlenden Kräfte aus der Industrie zur Verfügung gestellt. Die Vorschläge in großem Umfang Ödlandkultur zu betreiben sollten der Vermehrung der Arbeitsgelegenheit dienen. Erfreulicherweise sind hier recht gute Ergebnisse erzielt worden, so daß uns hoffentlich auch in Friedenszeiten diese Kulturarbeit reichen Nutzen spenden wird.

Übel sah es bei Beginn des Kriegs im Handelsgewerbe aus. Vielfach setzte sich die Praxis durch den Angestellten die Gehälter auch da zu kürzen, wo keinerlei Rückgang im Geschäftsverkehr den Anlaß dazu bot. Recht scharf klingt der Tadel, den der stellvertretende Gouverneur von Metz in folgender Bekanntmachung über ein derartiges Verfahren aussprach:

»Das Gouvernement hat in Erfahrung gebracht, daß einzelne hiesige Geschäftshäuser verabredet haben während der Kriegszeit ihren Angestellten, die sie weiter beschäftigen, nur die Hälfte des bisherigen Gehalts zu bezahlen und die Angestellten sich in ihrer Notlage diesen Bedingungen haben fügen müssen. Abgesehen davon, daß das ganze Verhalten dieser Firmen ein ungesetzliches ist, werden sie darauf aufmerksam gemacht, daß, falls die Angestellten nicht ihr volles Gehalt, und zwar auch für die verflossene Zeit, ausbezahlt erhalten, der gesamte Güterverkehr für die in Frage kommenden Geschäfte unter Vorbehalt weiterer Maßnahmen gesperrt werden wird. Die Angestellten werden ersucht diese Geschäfte bei der Überweisungsstelle des Gouvernements namhaft zu machen.«

Diese Androhung dürfte ihre Wirkung nicht verfehlt haben; daß sie nötig war, gehört nicht zu den erhebenden Erscheinungen dieser Zeit. Inzwischen sind wohl die Gehaltskürzungen auch im Handelsgewerbe allgemein aufgehoben, aber sie haben sich dort länger gehalten als in der Industrie.

Sehr wertvoll war für die Bemühungen der Gewerkschaften die Stellungnahme der Militärverwaltung. Diese konnte bei ihren großen Aufträgen auch die Regelung der Löhne beeinflussen. Das erwies sich als notwendig, denn an verschiedenen Stellen wurde trotz den günstigen Aufträgen der Versuch gemacht die Löhne zu drücken. Die Militärverwaltung sah auf die Vorstellungen der Gewerkschaften hin sehr bald ein, daß solchen Treibereien aller möglichen Spekulanten, die sich zwischen Arbeiter und Unternehmer schoben, ein Ende bereitet werden müsse. Dieser Eingriff der Militärverwaltung lag natürlich auch im Interesse einer ungestörten Leistung der Rüstungsindustrie, die zu dieser Erkenntnis jedoch erst gedrängt werden mußte. Die Unternehmer in dieser Industrie waren zunächst recht erregt darüber, daß man in ihre Arbeitsbedingungen hineinredete und die Spekulation in ihrem Geschäftszweig einschränken wollte. Hoffentlich wird die Militärverwaltung auch in Friedenszeiten ihre Aufträge nur noch unter Bedingungen vergeben, die eine gerechte Verteilung zwischen Unternehmergewinn und Arbeiterlöhnen gewährleisten.

In verschiedenen Verfügungen sprach sich eine besonders entschiedene

Stellungnahme der Militärbehörde aus. So richtete das Bekleidungsamt des 4. Armeekorps in Magdeburg an eine Konfektionsfirma, die besonders niedrige Löhne zahlte, das folgende Schreiben:

»Der Gewinn ist rechnerisch groß und in einer Zeit der Not als verwerflich und empörend zu bezeichnen. Sollte Ihre Firma sich dieser schmutzigen Handlungsweise schuldig gemacht haben, so sieht sich das Amt genötigt weitere Vergebung von Arbeiten an Sie einzustellen. Die Bestimmungen der Einlagen müssen genau befolgt werden. Sollten irgendwelche Klagen nochmals nach hier gelangen, so wird Ihnen unnach-sichtlich keine weitere Arbeit zugeteilt.«

Die Danziger Intendantur erklärt in einem besondern Fall auch die Zahlung von Löhnen über den Tarif hinaus mit folgender Begründung für recht und billig:

»Die Preise wurden der Bauinnung mit Rücksicht auf die schleunige Beschaffung der Baustoffe und die im Kriege gewöhnlich auftretende Erhöhung der Preise für Baustoffe und Arbeitsleistungen und wegen der kurzen Fristen für die Fertigstellung der Baracken zugestanden. Hierbei wurde allerdings vorausgesetzt, daß tatsächlich auch die Bauinnung zur Zahlung höherer Löhne durch die Verhältnisse gezwungen sein würde. Wenn die Firmen F. & Fk., B. & Kompanie nur die tarifmäßigen Stundenlöhne zahlen, so ist das sehr bedauerlich.«

In der Folgezeit sind dann vielfach Tarife unter Mitwirkung der Militärverwaltung vereinbart worden, und, was im Interesse der Heimarbeiter besonders zu begrüßen ist, die Vergebung der Aufträge erfolgte direkt an Heimarbeiter oder an Genossenschaften, die für diesen Zweck gebildet wurden. In Mainz überwies man der Stadt größere Aufträge, die die Arbeit an die Schneidergehilfen weitergab.

Um Mißbräuche bei Heereslieferungen fernzuhalten, erließ das preußische Kriegsministerium eine Verfügung, nach der die Gewerbeinspektion, die Handels-, Handwerks- und Gewerbekammer bei Vergebung von Aufträgen gutachtlich über Zuverlässigkeit und Leistungsfähigkeit der Firma gehört werden sollen. Außerdem sei zu beachten, daß Heereslieferungen nur solchen Fabrikanten und Großhändlern zu übertragen sind, die laut einwandfreier Feststellung bei der Beschäftigung und Entlohnung ihrer Angestellten den sozialen Forderungen Rechnung tragen. Die Feststellung werde bei den Fabrikanten insbesondere auch durch entsprechende Anfrage bei den Gewerbeinspektoren möglich sein; für den Großhandel bleibe es den Beschaffungsstellen überlassen sich die erforderliche Auskunft bei den Ortspolizeibehörden und sonstigen geeigneten Stellen zu erbitten. Wird, worauf das Kriegsministerium großen Wert legt, für die Folge streng nach diesen Vorschriften verfahren, so darf erwartet werden, daß bei der Vergebung von Heeresaufträgen unlauteres Unternehmertum und unlauterer Zwischenhandel endgültig ausgeschaltet würden. Dann werden auch die noch häufig vorgebrachten Beschwerden über Zuweisung von Aufträgen an den dazu nicht berechtigten Zwischenhandel wegfallen. Vom Standpunkt der Gewerkschaften wird man diesen Erlaß der Militärverwaltung nur begrüßen können.

Als Beispiel, wie es gelungen ist die Lohn- und Arbeitsverhältnisse zu regeln, mag der Tarif für das Sattlergewerbe hier herangezogen werden.²⁾ Für diesen Beruf ist unter Mitwirkung der Militärverwaltung ein Reichstarif zustande gekommen, der eine Wochenarbeit von 53 Stunden festsetzt. Die Lohnsätze des Berliner Tarifs, der als Grundlage angenommen wurde, sind durchschnittlich um 15 % erhöht worden, und während der Kriegszeit

²⁾ Siehe ausführlich darüber Weinschild Ein sozialpolitisches Dokument nationaler Zusammenarbeit, in den Sozialistischen Monatsheften, 1915, I. Band, pag. 299 ff.

wurde ein Zuschlag von 20 bis 30 % vereinbart. Da der Tarif auf 3 Jahre abgeschlossen ist, ist sein Fortbestand auch nach dem Krieg gesichert. Für die Rüstungsindustrie war durch Erlaß der Militärverwaltung dem Arbeiter ein Wechsel der Arbeitsstätte untersagt worden. Man hatte angeordnet, daß kein Arbeiter in einen andern Betrieb eingestellt werden dürfe, wenn er nicht mit Erlaubnis des Fabrikanten seine bisherige Stellung verlassen hatte. Gegen diesen von der Metallarbeiterschaft hart empfundenen Zwang wurden bei der Militärverwaltung Vorstellungen erhoben. Sie führten zur Einsetzung einer paritätischen Kommission, die im Fall einer Beschwerde des Arbeiters zu prüfen hat, ob ausreichender Grund zur Aufgabe der bisherigen Stellung für den Arbeiter vorlag. Die Verhandlungen dieser Kommission, in der die Militärverwaltung ebenfalls vertreten ist, führten in der Regel zu einem Ausgleich der Differenzen, nicht selten auch zu einer Erhöhung des Lohns in den Fällen, in denen niedriger Lohn den Anlaß zum Wechsel der Arbeitsstelle bildete. Für die Flugzeugindustrie in Berlin kam, ebenfalls mit Hilfe des preußischen Kriegsministeriums, ein Tarifvertrag zustande, der die Löhne für die einzelnen Berufsarbeiten festsetzt.

Handelt es sich in allen diesen Fällen nur um vereinzelte Vorgänge, und ist die Durchführung solcher Tarife nicht allgemein möglich, so stellen sie immerhin einen Ansatz für weitere Versuche dar eine Regelung der Arbeitsverhältnisse für das gesamte Gewerbe herbeizuführen. Man darf jedenfalls behaupten, daß die Tarifpolitik der Gewerkschaften während des Krieges eine erhebliche Stärkung erfahren hat. Zunächst mußten naturgemäß die Industrien, die mit Militärlieferungen zu tun hatten, sich dem Tarifvertrag zugänglicher zeigen. So wurden für die Schneiderei und die Wäschefabrikation, für die Regelung der Heimarbeit Tarife eingeführt, die ohne den sehr fühlbaren Druck der Behörden nicht zustande gekommen wären. Eben dadurch wurden auch Störungen in der Produktion vermieden, und die Rüstungsindustrie konnte ohne besondere Propagandamittel, wie sie namentlich in England notwendig wurden, ihre gesteigerten Leistungen vollbringen. In Deutschland vollzog sich die Regelung durch das Zusammenwirken von Arbeiter- und Unternehmerorganisationen, und sie gelang um so besser, je vollkommener bei den Verhandlungen auf der Gegenseite die Gleichberechtigung der Arbeiter anerkannt wurde. Auf allen Gebieten des Wirtschaftslebens wurde während des Krieges die freie Konkurrenz sehr eingeschränkt; auch auf dem Arbeitsmarkt ist ihre Herrschaft ernstlich bedroht, so ernstlich, daß sie wohl auch für die Zukunft nicht mehr in ihrer alten Art wiederherzustellen sein dürfte. Im übrigen hat der Tarifvertrag auch außerhalb der Rüstungsindustrie beachtenswerte Erfolge aufzuweisen. Den Bemühungen der Bauarbeiterverbände ist es gelungen für die Bauhandwerker, die beim Wiederaufbau Ostpreußens beschäftigt sind, feste Normen für die Arbeitsverhältnisse zu schaffen. Unter Mitwirkung des Oberpräsidenten für Ostpreußen ist ein Vertrag vereinbart worden, der einen paritätischen Arbeitsnachweis vorsieht und über Mindestlöhne, Arbeitszeit, freie Eisenbahnfahrt und die Unterkunftsräume der Arbeiter Bestimmungen enthält.

Weniger befriedigend sind die Zustände im Bergbau. Die Klagen der Bergarbeiter über niedrige Löhne und schroffe Behandlung sind nur zu berechtigt. Zwar konnte auch hier ein Mehrverdienst erzielt werden, aber nur durch Überschichten und übermäßige Anstrengung. Mehr als einmal stand

die Belegschaft vor dem Streik, weil alle ihre Klagen abgewiesen wurden. Auch hier hat die Militärverwaltung manche sympathische Maßnahme zugunsten der Bergarbeiter durchgesetzt; man darf sagen: mit mehr Entschiedenheit und Verständnis als die Zivilverwaltung. General von Bissing, der eine Zeitlang im Bergrevier des Westens das Kommando führte, zeigte sich ganz anders als man nach seinem frühern Erlaß für den Fall des Krieges angenommen hatte. Der Krieg brachte eben auch hier eine andere Situation mit sich, und Herr von Bissing schlug kurz entschlossen eine andere Taktik ein. Die Bergarbeiterverbände fanden bei ihm mehr Entgegenkommen für ihre Beschwerden als an irgendeiner andern Stelle. Kurz bevor Herr von Bissing in seinen neuen Wirkungskreis nach Belgien versetzt wurde, konnte man sogar die Hoffnung hegen, daß er für den Bergbau die von den Arbeitern geforderten Schiedsgerichte durchsetzen würde. Auf die Einsetzung einer solchen Schiedsgerichtsinstanz gingen die Vorschläge der Bergarbeiterverbände hinaus, und auch im preußischen Handelsministerium war offenbar Neigung dafür vorhanden. Aber die Bergherren lehnten sofort diesen Eingriff in ihr Herrschaftsgebiet ab, und es ist bekannt, wie scharf es Herr von Kirdorf rügte, daß ein preußischer Minister überhaupt mit Gewerkschaftsvertretern über diese Frage verhandelt hatte. Damit waren die Schiedsgerichte oder Beschwerdekommissionen erledigt. Der Lohn blieb, wenn auch auf einigen Zechen Erhöhungen erzielt wurden, im Durchschnitt noch unter dem Höchststand vor dem Krieg. Für die Bergherren hat eben der Krieg keine Sinnesänderung herbeigeführt; nach wie vor setzen sie allen Vermittlungsvorschlägen der Arbeiter schroffe Abweisung entgegen. Als einziges positives Ergebnis der Kriegszeit ist nur zu nennen, daß die preußische Regierung angeordnet hat, bei Differenzen habe die Bergbehörde vermittelnd einzugreifen. Leider ist die Organisation der Bergarbeiter so schwach, daß sie bisher die Bergherren zu keinem andern Verhalten zwingen konnte.

Sehr umfangreich gestaltete sich die Tätigkeit der Gewerkschaften auf sozialpolitischem Gebiet. In erster Reihe stehen hier ihre Bemühungen für Einführung einer gemeindlichen Arbeitslosenunterstützung, für die gesetzliche Regelung des Arbeitsnachweises, für Einführung der Wöchnerinnenunterstützung, die Kriegsinvalidenfürsorge und für die Verbesserung unserer Militärpensionsgesetze. Gegenstand eingehender Beratungen war unausgesetzt die Frage der Lebensmittelversorgung und die Abwehr der Preistreiberien. Wenn die Regierung durch Einteilung und Beschlagnahme der wichtigsten Nahrungsmittel die Volksernährung sicherstellte, decken sich ihre Maßnahmen zum Teil mit Vorschlägen, die aus Gewerkschaftskreisen stammen. Über das Ergebnis der Preisfestsetzungen und der sonstigen Vorkehrungen ist in den Sozialistischen Monatsheften mehrfach das Nötige gesagt worden.³⁾

Diese knappe Zusammenstellung der Tätigkeit der deutschen Gewerkschaften im Kriegsjahr macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Dennoch läßt sie erkennen, wie vielgestaltig der Aufgabenkreis der gewerkschaftlichen Organisationen war, wie lebhaft ihre Arbeit für die Interessen der Arbeiterschaft fortging. Ihre rasche Anpassung an die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse sicherte ihnen viele Erfolge und trug dazu bei die Leiden des

³⁾ Siehe Kaliski Forderungen nationaler Selbsterhaltung und Die Sicherung des deutschen Volkes, in den Sozialistischen Monatsheften, 1915, 1. Band, pag. 427 ff., und in diesem Band, pag. 747 ff.

Krieges, die schweren Wunden zu lindern, die er unserm Volk geschlagen hat. Nicht aus Klassenegoismus haben die Gewerkschaften ihre Kriegstätigkeit begonnen und durchgeführt. Sie waren sich vielmehr stets ihrer Pflicht bewußt, die Paul Umbreit hier neulich dargelegt hat, »nach Kräften beizutragen, um unser Volk aus diesem ihm aufgedrungenen Kampf herauszuhauen und den Krieg zu einem für uns ehrenvollen Abschluß zu führen.«⁴⁾ Die Kriegsarbeit der Gewerkschaften besteht darin den Anschlag Englands auf Deutschland abzuwehren. Wenn der englische Plan der Verminderung unserer wirtschaftlichen Kräfte endgültig zunichte gemacht ist und wir wieder zur Friedensarbeit zurückkehren, werden sich die deutschen Gewerkschaften vor neue und äußerst schwierige Aufgaben gestellt sehen. Haben die Organisationen im Krieg durchgehalten, so wird die Friedensarbeit sie nicht minder auf dem Posten finden, und haben sie sich im Krieg als Glieder der Nation bewährt, so wird man auch im Frieden ihren Wert für das Volksganze erkennen müssen.

XX
**EDMUND FISCHER · DAS PROBLEM DER HALBEN
 ARBEITSKRAFT · ZUR VERSORGUNG DER KRIEGS-
 INVALIDEN**



TÄGLICH tauchen neue Vorschläge auf, wie die Fürsorge für die Kriegsinvaliden beschaffen sein müsse. Aber die Frage, um die es sich handelt, ist ja keineswegs eine neue, vor die uns erst der Krieg gestellt hat. Auf dem Schlachtfeld der Industrie fallen alljährlich in Deutschland mehr als 10 000 kräftige Männer, und über 100 000 Männer und Frauen werden im blühendsten Alter verwundet, mehr oder weniger zu Krüppeln oder Siechen gemacht. Im Prinzip wenigstens ist auch die Frage gelöst, wie für die Hinterbliebenen der Gefallenen, die Witwen und Waisen, und für die Ganzinvaliden, die völlig erwerbsunfähig sind, gesorgt werden muß. Für diese Opfer kann nur eine Rente in Betracht kommen, die dem frühern Einkommen entspricht und mindestens zum Leben ausreicht. Groß und schwierig ist dagegen das Problem der halben oder verminderten Arbeitskräfte, also der Verletzten, Verkrüppelten, Siechen, die einen Teil ihres Lebensunterhalts noch erwerben können, denen also eine Vollrente nicht zugebilligt werden kann, die aber auch den Ansprüchen, die im modernen Erwerbsleben an die Arbeitskräfte gestellt werden, nicht zu genügen vermögen. Seit Jahren beschäftigt sich die Theorie mit dieser Frage, und kurz vor dem Ausbruch des Krieges wurden zu ihrer Lösung die ersten praktischen Versuche in Angriff genommen. Der Krieg hat aber nun Verhältnisse geschaffen, die ein Experimentieren nicht mehr zulassen. Den Hunderttausenden von Männern, die bei der Verteidigung des Vaterlands einen größern oder geringern Teil ihrer Arbeitsfähigkeit eingebüßt haben, muß sofort geholfen werden. Es geht aber auch nicht an die Kriegsinvaliden zu versorgen und die Industrieinvaliden ihrem Schicksal zu überlassen. Die Arbeit geschieht im Interesse der Gesamtheit wie die Verteidigung des Vaterlands. Eine unterschiedliche Behandlung der Kriegsinvaliden von der der anderen verminderten Arbeitskräfte (zu denen übrigens auch noch die Opfer der sozialen Verhältnisse gehören, die geistig Minderwertigen usw.)

⁴⁾ Siehe Umbreit Nation und Gewerkschaft, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, pag. 535.

läßt sich zudem gar nicht konsequent durchführen, sofern das Problem in wirksamer und großzügiger Weise gelöst werden soll.

Das Problem der halben Arbeitskräfte ist erst mit der Entwicklung der modernen Produktionsweise entstanden. An die körperliche und geistige Kraft des Arbeiters wurden in früheren Zeiten im allgemeinen nicht die großen Anforderungen gestellt wie heute. Wohl gab es auch sehr mühselige Arbeiten, wie der Bergbau, die Jagd, die Bearbeitung des Bodens, Roden, Straßenbau. Auch dauerte die Arbeitszeit täglich meistens 15 bis 18 Stunden. Aber es wurde nicht im entferntesten so intensiv gearbeitet wie heute. Die Arbeit ging wesentlich *gemütlicher* vor sich, ganz abgesehen davon, daß die zahlreichen Feiertage öfter eine Erholung ermöglichten. Anders ließe es sich ja auch nicht erklären, daß bei 8stündiger Arbeitszeit die selbe Arbeit geleistet werden kann (in einem und dem selben Betrieb und ohne technische Änderungen) wie bei 12stündiger Arbeitszeit. Im maschinellen Betrieb ist ferner heute der Arbeiter ein Teil der Maschine, deren Rhythmus sein Arbeitstempo bestimmt. Nur körperlich kräftige, bewegliche und intelligente Arbeiter sind solchen Anforderungen gewachsen. Das Maschinentempo beherrscht heute aber auch mehr oder weniger die gesamte Erwerbsarbeit. In der Großindustrie sind nur relativ wenige Arbeiter anzutreffen, die das 40. oder 45. Lebensjahr überschritten haben; Arbeiter dieses Alters werden nicht oder nur ungern neu angenommen. Verminderte Arbeitskräfte stellt der Unternehmer in der Regel auch deshalb nicht oder nur ausnahmsweise und vorübergehend ein, weil er die mit den Gewerkschaften vereinbarten Löhne zahlen muß. Der Pauperismus in England erklärt sich im wesentlichen aus diesen Tatsachen. Andererseits erzeugt die moderne Produktionsweise fortgesetzt verminderte Arbeitskräfte in großer Zahl. An mehr als 1 Million bei der Arbeit Verletzter oder deren Hinterbliebene werden alljährlich in Deutschland Unfallrenten bezahlt, während der jährliche Zuwachs in den letzten Jahren rund 140 000 betrug. Hierzu kommen noch mehrere Hunderttausende geschwächter oder minderwertiger Arbeitskräfte, die man Produkte heutiger Sozialzustände, der überangestregten Arbeit, einer schlechten Ernährung oder Wohnung, des Alkoholismus, der Syphilis, der Tuberkulose usw., nennen kann: Halbinvaliden, Psychopathen, Epileptiker, Nervöse usw.

Dieses große Heer von verminderten Arbeitskräften schwillt in allen Industriestaaten von Jahr zu Jahr mehr an. Die Sozialversicherung bildet zwar ein sehr wertvolles Gegengewicht, aber sie kann die Herausbildung dieses modernen Pauperismus nicht verhindern. Denn sie kann unmöglich für eine Minderung der Arbeitsfähigkeit eine volle Rente gewähren. Es handelt sich ja auch um Arbeitsfähige, die arbeiten wollen und sollen, von denen viele sogar noch eine hohe soziale Stellung erringen können und tatsächlich auch vielfach erringen, die in der Mehrzahl aber in dem großen Räderwerk unseres modernen Wirtschaftslebens keinen Anschluß finden, weil ihre Kräfte nicht mehr ausreichen dem rasenden Getriebe zu folgen. Der Krieg hat nun plötzlich die Zahl der verminderten Arbeitskräfte um Hunderttausende vermehrt, deren Versorgung nicht hinausgeschoben werden kann. Man wird deshalb jetzt an die praktische Lösung des ganzen Problems herantreten müssen.

Das erste, was geschehen muß, ist eine andere Regelung und wesentliche

Erhöhung der Rente für die Hinterbliebenen der Gefallenen und die Ganz- und Halbinvaliden. Die Versorgung nach dem geltenden Recht, abgestuft nach der militärischen Rangstellung des Getöteten oder Verletzten, ist ungenügend.¹⁾ Einen Wegweiser, in welcher Richtung sich diese Neuregelung vollziehen müsse, bietet das schweizerische Bundesgesetz über die Militärversicherung vom 23. Dezember 1914.²⁾ Nach diesem Gesetz erhält in der Schweiz jeder Wehrmann, der im Militärdienst erkrankt oder von einem Unfall betroffen wird, nach Ablauf des Dienstes in den ersten 30 Krankheits-tagen eine feste Vergütung von 3 Franken täglich und nach diesen 30 Tagen bei völliger Erwerbsunfähigkeit 80 % des dem Versicherten entgehenden Tagesverdienstes. Für in Berufsbildung begriffene Personen (Lehrlinge, Volontärs, Studierende und Schüler), die keinen Verdienst oder einen solchen unter 3 Franken haben, gelten 3 Franken als Tagesverdienst. Der Tagesverdienst kommt aber nur in Betracht, soweit er 8 Franken nicht übersteigt. Verursacht die Krankheit oder der Unfall einen dauernden körperlichen Nachteil, der eine Beeinträchtigung der Erwerbsfähigkeit oder eine schwere Beeinträchtigung der körperlichen Integrität des Versicherten zur Folge hat, so erhält der Versicherte eine Pension, die bei völliger Erwerbsunfähigkeit 70 % des Jahresverdienstes beträgt. Die Witwe eines Versicherten, der an einer Krankheit oder einem Unfall gestorben ist, für deren Folgen die Militärversicherung aufzukommen hat, erhält ein Bestattungsgeld und eine Pension in Höhe von 40 % des Jahresverdienstes des Verstorbenen. Im Fall der Wiederverehelichung erhält die Witwe als Abfindung den 3-fachen Jahresbetrag ihrer Pension. Die Pension für jedes Kind (bis zum 18. Lebensjahr) beträgt 15 % des Jahresverdienstes des Versicherten; jedoch dürfen die Pensionen der Witwe und der Kinder zusammen 65 % des Jahresverdienstes des Verstorbenen nicht übersteigen. Sämtliche Kosten dieser Militärversicherung trägt der Bund.

Dieses Gesetz ist den Verhältnissen in der Schweiz angepaßt und kann nicht ohne weiteres auf Deutschland übertragen werden. Aber es entspricht in seiner Grundlage den Forderungen, die auch in Deutschland erhoben werden: die Renten nicht nach dem militärischen Rang sondern wie bei der Unfallversicherung nach dem Einkommen zu berechnen. Für die Berechnung der Pensionen wird dort in Artikel 35 bestimmt: Hatte der Versicherte zur Zeit der Erkrankung oder des Unfalls noch nicht den normalen Erwerb eines Erwachsenen, so ist für die Höhe der Pension dieser Erwerb maßgebend. Der anzurechnende normale Erwerb darf jedoch den normalen Erwerb eines 30jährigen nicht übersteigen. Im Fall gänzlicher Hilflosigkeit und bei gleichzeitigem Notbedarf kann die Pension auch bis auf den Gesamtbetrag des in Betracht kommenden Jahresverdienstes erhöht werden. Ferner erhalten auch geschiedene Frauen, Eltern, Großeltern oder Geschwister des Verstorbenen, falls dieser für sie zu sorgen hatte, eine Pension, die bei den Eltern 35 % des Jahresverdienstes des Verstorbenen beträgt.

Die Regelung der Renten nach dem Einkommen kann in Deutschland keine Schwierigkeiten bereiten. Es liegen hier so zahlreiche und wertvolle Erfahrungen aus der Sozialversicherung vor, daß jeder Mißgriff vermieden werden kann, und es kommt nur auf den guten Willen der Gesetzgeber an,

¹⁾ Siehe hierzu Heiden Fürsorge für die Kriegsinvaliden und die Hinterbliebenen Gefallener. in den Sozialistischen Monatsheften, 1915, I. Band, pag. 296.

²⁾ Siehe das Bulletin des Internationalen Arbeitsamts, 14. Band /Jena 1915', pag. 23 ff

ob die Kriegsinvaliden und die Witwen und Waisen der Gefallenen eine angemessene Rente erhalten werden oder nicht. Denn auch die Kostenfrage darf keine Rolle spielen, wo es sich darum handelt die Pflichten des Vaterlands gegenüber den Opfern des Krieges zu erfüllen. Die großen Schwierigkeiten beginnen aber bei der Frage, wie denjenigen Invaliden, die nur eine Teilrente bekommen können, weil ihre Erwerbsfähigkeit nicht ganz zerstört sondern nur mehr oder weniger beschränkt ist, eine Existenz verschafft werden soll, wie also das große Problem der verminderten Arbeitskräfte zu lösen sei. Und da muß von vornherein gesagt werden, daß jeder Versuch einer gründlichen Lösung aussichtslos ist, sofern er nicht den Gedanken des Sozialismus folgt. Einzelnen, Tausenden von verminderten Arbeitskräften kann durch das eine oder das andere der vorgeschlagenen Mittel, Arbeitsnachweis, Wohlwollen von Unternehmern, Ansiedelung auf Rentengütern, Genossenschaftsbildung usw., geholfen werden. Aber eine befriedigende Versorgung des großen, stets wachsenden Heeres der verminderten Arbeitskräfte wird dadurch nicht im entferntesten erreicht.

Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht alle die erwähnten Mittel zur Anwendung kommen sollen. Denn ein Teil der beschränkt Erwerbsfähigen findet jetzt schon, ohne Hilfe, seinen Weg durchs Leben, infolge Anpassung, Ergreifung eines andern Berufs, besonderer Energie und Initiative; ein kleiner Teil vermag sogar auf der sozialen Stufenleiter emporzusteigen. Aber wie die Untersuchungen von Dr. Siegfried Kraus dargetan haben, verfallen 40 % der Unfallverletzten der Deklassierung, und weitere 19 bis 40 % haben einen leichtern Abstieg durchzumachen.³⁾ Diese Untersuchungen umfaßten freilich nur einen relativ kleinen Personenkreis. Kraus hat bei der Hessen-nassauischen Baugewerksberufsgenossenschaft die Akten aller entschädigten Verletzten der Frankfurter Sektion, deren Rentenansprüche den 4 Jahren 1902 bis einschließlich 1905 entstammen, und bei der Frankfurter Sektion der Berufsgenossenschaft der chemischen Industrie die Akten jener entschädigten Verletzten bearbeitet, deren Rentenansprüche zwar ebenfalls den 4 Jahren 1902 bis einschließlich 1905 entstammen, jedoch durchweg Ende 1911 noch nicht erloschen waren. Insgesamt hat er 872 Fälle bearbeitet. Unter 403 Verletzten, bei denen die beobachtete Entwicklungszeit nach dem Unfall mindestens 6 Jahre betrug, und die in jenem Zeitpunkt, in dem Dr. Kraus die Beobachtungen abschloß, noch immer nicht zu voller Erwerbsfähigkeit gelangt waren, konnten folgende Verhältnisse ermittelt werden: Unter den Bauleuten machten 39,87 % eine Deklassierung durch, 39,63 % einen leichtern Abstieg, 16,75 % eine Anpassung und 3,75 % einen Aufstieg. Unter den chemischen Arbeitern war das Verhältnis wie folgt: Deklassierung 39,27 %, leichterer Abstieg 18,59 %, Anpassung 37,43 %, Aufstieg 4,71 %. Sowohl von den Bauarbeitern wie von den chemischen Arbeitern verfielen also rund je zwei Fünftel dem Schicksal der Deklassierung. Unter den Deklassierten waren Verletzte, die infolge häufiger Arbeitslosigkeit zum völligen sozialen Verfall, zur Landstreicherei, gekommen waren. Ein Herabsinken lag auch in folgenden Fällen vor: Beschäftigung eines frühern Zimmermalers mit Pinselreinigen, eines frühern Schlossers mit Verpackungsarbeiten, die noch sitzend ausgeführt werden können, Übergang eines gelernten Mechanikers zu ungelerten Arbeiten usw. Früher gutentlohnte Arbeiter erhalten einen gering bezahlten Posten als

³⁾ Siehe Kraus Über das Berufschicksal Unfallverletzter (Stuttgart 1915).

Nachtwächter, Straßenkehrer und dergleichen. Es wird nötig sein solche Untersuchungen fortzusetzen, um ein vollständigeres Bild zu gewinnen. Aber die von Dr. Kraus ermittelten Fälle dürften für die Berufsschicksale der infolge Unfalls beschränkt Erwerbsfähigen typisch sein. Das große Elend der beschränkt Erwerbsfähigen überhaupt zeigt ja auch, wie wenig es ihnen gelingt eine normale soziale Position zu erringen.

Ein gut geregelter Arbeitsnachweis wird gewiß manchem Kriegsinvaliden eine Stellung verschaffen können. Aber diese Art der Versorgung von Kriegsinvaliden müßte den Gewerkschaften entweder überlassen bleiben oder aber nur in Verbindung mit ihnen geschehen dürfen. Ein *Gnadenbrot*, das ein wohlwollender Unternehmer einem Vaterlandsverteidiger gewährt, darf die Existenz der Kriegsinvaliden nicht werden. Von solchen aus Barmherzigkeit angenommenen Arbeitern erwartet der Unternehmer in der Regel mindestens, daß sie sich nicht an Lohnkämpfen beteiligen. Bleiben nun die beschränkt Erwerbsfähigen den Kämpfen zwischen Unternehmer und Arbeitern fern, so werden sie eine Gefahr für die Bestrebungen der Arbeiter auf Verbesserung ihrer Lage. Reihen sie sich aber solidarisch in die Organisationen ihrer kämpfenden Kollegen ein, dann gehen sie des Wohlwollens verlustig, und sie werden die ersten sein, die bei einem schlechten Geschäftsgang ihre Stelle verlieren. Nicht als Vaterlandsverteidiger sondern als Arbeitskraft wie jeder andere Arbeiter muß der Kriegsinvalide und beschränkt Erwerbsfähige überhaupt beschäftigt werden, wenn seine Versorgung nicht den Charakter eines Gnadenakts erhalten soll. Dann aber kann er auch nur nach seiner Leistungsfähigkeit entlohnt werden und nicht nach einem Lohntarif, der vollkräftige Arbeiter voraussetzt. Die Gewerkschaften müßten also bereit sein in die Lohntarife besondere Bestimmungen für die beschränkt Erwerbsfähigen aufzunehmen. Andernfalls werden die Unternehmer stets bestrebt sein für den vollen Lohn auch nur vollkräftige Arbeiter zu beschäftigen. Um konkurrenzfähig zu bleiben, werden sie sogar dazu gezwungen sein. Vor einigen Jahren wurde in der sozialdemokratischen Presse eine heftige Anklage gegen die Heilsarmee erhoben, weil diese in ihren Werkstätten nicht die Gewerkschaftslöhne bezahlte. Aber die Elemente, an die sich die Heilsarmee wendet und die sie gewinnen kann, sind durchweg geistig oder körperlich Minderwertige, die gar nicht fähig sind die Gewerkschaftslöhne zu verdienen. Ein Unternehmen, das lediglich beschränkt Erwerbsfähige beschäftigt, könnte unmöglich im kapitalistischen Wirtschaftsgetriebe bestehen, wenn es Vollöhne bezahlen wollte. Die Festsetzung der Löhne für die verminderten Arbeitskräfte müßte entweder von einer Kommission der Arbeiter vorgenommen oder so geregelt werden, daß der Lohn zusammen mit der Rente ein Einkommen ergibt, das dem vollen Gewerkschaftslohn entspricht. Auf diese Art ließen sich zahlreiche Kriegsinvaliden unterbringen. Auch kann der Arbeitsnachweis den Invaliden Stellen vermitteln, die nur mit einer leichten Arbeit verbunden sind, wie der Beruf eines Kassenboten, Portiers, Schreibers usw. Aber es wird so doch immer nur ein kleiner Teil der großen Schar beschränkt Erwerbsfähiger versorgt werden können. Die Unternehmer, Betriebsleiter, Werkführer, die über die Anstellung von Arbeitern zu entscheiden haben, wechseln, und die Dankeschuld an unsere Krieger wird vergessen. Mit der Steigerung der Produktivität wird der kapitalistische Unternehmer ja auch gezwungen jeden Posten in seinen Betrieben von einer vollen Arbeitskraft ausfüllen zu lassen.

Eine Versorgung zahlreicher Kriegsinvaliden läßt sich sicher auch durch Ansiedlung auf Rentengütern erzielen, durch Errichtung von Heimstätten für unsere Krieger, wie ein beliebter Ausdruck lautet. In der Landwirtschaft (und in der Hausindustrie) werden heute noch die meisten *halben Arbeitskräfte* beschäftigt. Mit der Zunahme der Verwendung von landwirtschaftlichen Maschinen und der Intensität der Arbeit wird das auch hier immer weniger möglich werden. Ein kleines Rentengut, auf dem die ganze Familie mitarbeitet, wird trotzdem von einem Mann versorgt werden können, der Verstümmelungen aufweist, die ihn am industriellen Arbeiten in einem Fabrikbetrieb hindern. Nur muß man bedenken, daß der Verletzte die Landwirtschaft verstehen muß. Und der Staat wird größere Mittel aufwenden müssen, sofern auf diese Art auch Invaliden untergebracht werden sollen, die keine Anzahlung leisten können.

Zu einer restlosen Lösung des Problems können indes diese Mittel nicht führen. Eine solche wird nur durch die Errichtung von Kolonien für die beschränkt Erwerbsfähigen erreicht werden, wie sie schon vor dem Krieg vorgeschlagen und auch versucht worden ist. Produktivgenossenschaften freilich, die sich selbst überlassen sind, werden dem Konkurrenzkampf nicht oder nur ausnahmsweise gewachsen sein. Solche Kolonien müssen vom Staat und von den Gemeinden oder als Genossenschaften, an denen Staat und Gemeinden beteiligt sind, ins Leben gerufen werden, am zweckmäßigsten in der Nähe von Städten. Wie diese Kolonien eingerichtet werden, was sie produzieren sollen, das bereitet keine Schwierigkeiten. Die Hauptsache ist, daß Staat und Gemeinden sie stützen und den Vertrieb ihrer Produkte organisieren. Schöpfer und Träger dieser Einrichtungen könnte auch die Sozialversicherung werden, die dadurch entlastet würde. Vielleicht dürfte es sich auch empfehlen von Reichs wegen eine besondere Zentralstelle zur Versorgung der beschränkt Erwerbsfähigen zu errichten, die die erforderlichen Gesetzentwürfe auszuarbeiten und die ganze Organisation zu leiten hätte. Neben der Versorgung der Kriegsinvaliden könnte auf diesem Weg das größte Elend überwunden werden, das aus der modernen Produktionsweise heraus erwächst. Es würde damit ein Stück Sozialismus entwickelt werden, das der ganzen Nation zum Segen gereichen müßte.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX'XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX
RAPHAEL SELIGMANN · PEREZ



PIZCHOK Leib Perez, der im April dieses Jahres in Warschau starb, bildet in der jüdischen Literatur eine zentrale Figur von solcher Wucht und Bedeutung, daß bei seiner Betrachtung alle anderen dichterischen Talente neben und nach ihm unwillkürlich in den Hintergrund treten. Nicht daß seine dichterische Begabung alle anderen jüdischen Dichter in den Schatten stellen müßte. Ganz im Gegenteil weist die Art und Weise seines Schaffens infolge seiner allzu großen Intensität und Konzentriertheit bedenkliche Lücken auf, die in rein literarisch technischer Hinsicht ihn hinter manchen der Jungen sogar etwas zurücktreten lassen. Und zwar kann man vor allem bei Perez jene Sachlichkeit und Objektivität des Erzählers und Schilderers vermissen, die die menschlichen Begebenheiten, die großen wie die kleinen, mit der gleichen Liebe in einer einzigen Ebene aneinanderreihet und es dem Takt und Geschmack des Lesers überläßt das Bedeutende herauszufinden. Sein ewig

grübelnder, unruhiger, fast möchte man sagen: eruptiver Geist hindert ihn allzu oft daran den Faden der Erzählung ruhig fortzuspinnen, den Gang der geschilderten Ereignisse sich entwickeln und ausreifen zu lassen. Er malt in hastigen, nervösen Zügen, wiewohl mit fester, sicherer Hand, und neigt leicht zu Übertreibungen. Eminent subjektiv wie er ist bleibt er Dichter von Personen, und er hat es während seines ganzen Lebens nie dazu gebracht in einem größerangelegten Werk das Leben und Weben ganzer Schichten und Epochen vor den Augen des Lesers vorzuführen. Fast immer wieder kommt er daher zum Dialog, der Form seines Schaffens, in der er seine größte Meisterschaft erlangte. Aber es steckt in ihm doch gewaltig mehr als bloße Beobachtungsgabe und die Kunst des Darstellens, die den Erzähler und Schilderer menschlicher Verhältnisse auszeichnet. Und um dieses Mehr handelt es sich eigentlich in diesem Zusammenhang, denn dieses ist es, das ihn mit einem Schlag aus dem Rahmen der sogenannten schönen Literatur heraushebt.

Es ist dies vor allem der tief persönliche Kern, der die Dinge und Geschehnisse um sich gruppiert, sie von innen her befruchtet und ihnen einen Sinn und eine Bedeutung verleiht, die sie nur in Berührung mit einer intensiven Geistigkeit zu gewinnen vermögen. Der ganzen Veranlagung seines Gemüts nach gehört Perez jener kleinen Schar zentraler Naturen an, denen die äußeren Begebenheiten nur ebenso viele Anlässe und Auslösungsmomente sind, die nur die tiefinnerlichen Kräfte ihres eigenen Menschen zur Entfaltung bringen. Perez geht immer und überall von seinem eigenen Zentrum aus, zieht unwillkürlich, und ohne es selber zu wissen, die äußeren Geschehnisse in den Bannkreis seiner eigenen Lebens- und Weltanschauung: sehr im Gegensatz zu jenen Anekdotenerzählern in der Literatur, die mit ihrem ganzen Wesen restlos an der einzelnen Erscheinung, an dem separaten Fall haften bleiben, und denen nur die Vorurteile und Schwächen eines femininen Geschlechts diese ihnen ganz ungebührende, in mancher Beziehung verhängnisvolle Wichtigkeit in unserm geistigen Leben beimessen konnten. Perez bedeutet in der jüdischen Literatur einen ähnlichen Wendepunkt, wie er in der russischen mit dem Aufkommen Dostojewskijs und Tolstojs eingetreten ist. Vorher stand die ganze russische Literatur unter dem Zeichen einer einseitigen Realistik, die das einzelne Individuum vornehmlich unter dem Gesichtspunkt der gegebenen Epoche und der sozialen Umgebung betrachtete, den Menschen hauptsächlich als Ausdruck der zur Zeit herrschenden Lebensbedingungen verstanden wissen wollte. So hat uns Gogol die unvergeßlichen Typen des Tschinownik mit einer Meisterschaft ohnegleichen gezeichnet, alle jene monumentalen Figuren der Tschitschikow, Sobakewitsch und Nodrew, in denen der Künstler den Geist der russischen Bureaukratie für alle Zeiten verkörpert hat. In ähnlicher Weise schildert uns Ostrowskij den spezifisch russischen Kaufmannsstand, den *Kupiez*, mit einer derartig einseitigen Hervorhebung des Milieus, daß wir in diesem *Kupiez* ganz und gar den Menschen vergessen. Und auch für Turgenjew bedeutet der einzelne Mensch nichts weiter als einen Durchgangspunkt einer bestimmten Zeitströmung, die sich gewisser Kreise der russischen Gesellschaft bemächtigte. Dostojewskij und Tolstoj haben in dieser Hinsicht eine radikale Umwälzung vollbracht, die für den weiteren Entwicklungsgang der russischen Literatur eine entscheidende Bedeutung gewann. Sie haben zuerst in der durch das Milieu geformten Figur den Menschen, natürlich vor allem den

russischen Menschen entdeckt. Eine ähnliche Rolle ist auch Perez zugefallen. Denn Perez hat es zuerst versucht in den konkreten wandelbaren Gestalten, die gewiß der Geist der Epoche hervorgebracht hatte, die bleibenden nationalen Werte aufzuspüren, in der Physiognomie des einzelnen Juden die allgemeinmenschlichen, zugleich aber tief nationalen Züge zu entdecken. Ich will damit nicht sagen, daß sich darin die Bedeutung des Perez als Dichter restlos erschöpft. Sicher ist es aber, daß er gerade dank dieser seiner Fähigkeit, die ihn in so hohem Grad geeignet machte aus der konkreten Wirklichkeitserscheinung den freilich nicht minder konkreten, aber etwas tieferliegenden allgemeinen Kern herauszuschälen, so turmhoch über seinen Zeitgenossen steht. Mögen ihn andere Begabungen vor und neben ihm in der Kunst des plastischen Schilderns bei weitem übertroffen haben, mag dieser oder jener junge Dichter reicher an Farben und originellen Motiven sein, Perez ist und bleibt für uns bei all seinen sonstigen literarisch-technischen Schwächen der bedeutendste Repräsentant der jüdischen Moderne, der Dichter mit dem weiten Horizont und der tiefen Einsicht in die jüdische Seele, das leuchtende Vorbild, das der jüdischen Literatur neue Wege und Ziele gewiesen hat. Und wenn der jüdischen Literatur eine weitere Entwicklung beschieden ist, so wird sie gewiß nach Perez eine bedeutende Vertiefung ihres Gehalts wie eine Vervollkommnung ihrer Methoden erfahren; sie wird aus dem engen Geleise lokal beschränkter Verhältnisse in die breite Bahn allgemeinmenschlicher Interessen einlenken, und der kommende Dichter wird mehr darauf bedacht sein sein Augenmerk auf den Juden zu richten, statt uns die Juden darzustellen, wie es die Schilderer des jüdischen Lebens vor Perez in den meisten Fällen getan haben.

Es gibt unter den Künstlern in sich gefestigte Naturen, die bereits bei ihrem ersten Auftreten vor dem lesenden Publikum ein beinahe fertiges Verhältnis zu den Dingen mit auf die Welt bringen, und deren geistige Physiognomie schon in ihren jugendlichen Werken einen sichern und abgeklärten Ausdruck zeigt. Derartige Künstlernaturen können wohl im Verlauf der Zeit eine immer ergiebiger Entfaltung ihres Wesens erfahren, aber eine eigentliche Entwicklung machen sie nicht durch, wir können von ihnen immer ausgereifere und formvollendetere Schöpfungen erwarten, aber sie überraschen uns nicht durch unvermutete Wendungen und Motive. Zu diesem Künstler-typus gehört beispielsweise Edgar Poe, der schon in seinen ersten literarischen Versuchen die scharfen Umrisse seiner phantastisch-mystischen Weltanschauung verrät, die er in den späteren Perioden seines Lebens so sehr vertiefte. Wenn es gestattet ist aus dem Gebiet des musikalischen Schaffens ein Beispiel heranzuziehen, würde ich auf Mozart hinweisen, der vom Idomeus bis zur Zauberflöte sich im großen und ganzen in den selben Bahnen bewegte. Anders jene Naturen, die beständig auf der Suche nach ihrem eigenen künstlerischen Ich sind, die immer neue Aspekte ihres dichterischen Schaffens zeigen, und deren Physiognomie in immer neue Beleuchtung rückt, wiewohl bei alledem der Grundton ihres Wesens immer der gleiche bleibt. So sehen wir einen Strindberg in fortwährender Unruhe sich seinen Weg in der Kunst ebnen, und in der Musik sehen wir einen Beethoven von Symphonie zu Symphonie den Charakter seines Schaffens ändern, wiewohl bei alledem die ganze Zeit hindurch Strindberg nicht aufgehört hat Strindberg und Beethoven Beethoven zu sein. Perez gehört zur zweiten Kategorie. Seine ersten Schritte auf dem Gebiet des künstlerischen Schaffens waren

äußerst unsicher und schwankend; tastend und mühsam suchte er sich seinen Weg, und nicht nur einmal sah er sich veranlaßt die Richtung zu ändern. Den ersten Anfang machte er mit einer Sammlung lyrischer Gedichte, die gewiß ein fein empfindendes Gemüt verraten, im übrigen aber sich über das Mittelmaß nicht erheben. Viele seiner ersten Skizzen berühren sogar unangenehm durch eine gewisse Sentimentalität, die wohl von der polnischen Literatur angehaucht sein mochte, und von der er sich auch in seinen späteren Werken nicht ganz befreien konnte. In manchen Novellen wiederum gibt er gewissen gesellschaftlichen Strömungen nach, die ihnen einen scharf ausgeprägten tendenziösen Charakter verleihen. Sein Stil leidet anfangs an Unebenheiten und Härten, die er erst in den späteren Perioden seines literarischen Wirkens vollständig überwindet. Zu einer großangelegten Schilderung sozialer Verhältnisse, wie sie auf Grund gewisser Lebensbedingungen entstanden, nach Art eines Mendele und eines Scholem Alejchem erwies er sich als ungeeignet. Im Vordergrund seines Interesses stand von jeher das Individuum, die Person, das sozial Typische hingegen zog weniger seine Aufmerksamkeit auf sich. Dabei nahm er regen Anteil an allen Fragen der Gegenwart, die die jüdische Gesellschaft interessierte, schrieb Essays, in denen sich ein denkender Geist und ein tiefes Verständnis für die Mißstände und Übel der Zeit offenbarten. Überblickt man nun die verschiedenen Perioden seiner gesamten literarischen Tätigkeit, so gewahrt man einen Menschen, der in einem fortwährenden Ringen mit sich selber und seinen Problemen begriffen ist, einen Menschen, der sich fortwährend sucht und sich schließlich findet, und der dabei das Selbst und die Seele seines Volkes entdeckt; man gewahrt einen Dichter, der fast unerwartet sein Intim-Persönliches mit dem Geist der Gesamtheit in einem einzigen Punkt zusammenfallen sieht. Im westeuropäischen Judentum wäre eine derartige Erscheinung heute unmöglich. Das Leben einer Gesamtheit, das von keinem eigenen Geist getragen und von keiner eigenen Idee zusammengehalten wird, könnte nimmermehr in der Seele einer suchenden Persönlichkeit einen lebendigen Widerhall wecken, könnte nimmermehr einen hervorragenden Dichter aus ihrer eigenen Mitte zu hohen und lebensgetreuen Schöpfungen begeistern. Dazu gehört vor allem ein richtiges Volk, das eine innere Gliederung aufweist und eine in sich festgefügte Einheit darstellt; ein loses Häuflein von Intellektuellen kann nicht den Boden für völkischen Geist atmende dichterische Leistungen abgeben. Und ein derartiges Volk hatte Perez unmittelbar und fortwährend vor Augen, als er seine packenden Skizzen aus dem jüdischen Leben schrieb, und insbesondere, als er in den Chassidischen Novellen, den Volkstümlichen Geschichten und dem Drama Die goldene Kette den Gipfelpunkt seines Schaffens erreichte, von dem aus sich ihm der Blick auf den kulturellen Werdegang des jüdischen Volkes auftut, und von dem aus er die diesem von einer glorreichen Vergangenheit übermittelten Ideale und Ziele mit dem Strom des gegenwärtigen jüdischen Lebens zusammenfließen sah. Denn diese geistigen Errungenschaften des jüdischen Volkes führten hier kein abstraktes Leben in gelehrten Abhandlungen sondern machten sich dem Dichter in der unmittelbaren Wirklichkeit fühlbar.

Wenn ich in Perez den Dichter erblicke, der den Geist des jüdischen Volkes in sich aufgenommen und zur künstlerischen Darstellung gebracht hat, so habe ich vor allem den Schöpfer der Chassidischen Novellen, der Volkstüm-

lichen Geschichten und der Goldenen Kette im Auge, ohne dabei natürlich die einschneidende Bedeutung seiner frühern dichterischen Tätigkeit irgendwie schmälern zu wollen, die uns eine ganze Reihe packender Szenen und ergreifender Bilder aus dem jüdischen Leben gegeben hat. In seiner ganzen Größe erscheint uns aber Perez eben in seinen meisterhaften Chassidischen Novellen, in denen er uns mit ebenso leichter wie treffsicherer Bewegung jene wunderbaren Figuren und Menschen hervorzaubert, die alle ein echtes, nicht gefälschtes Leben atmen und zu gleicher Zeit in fast idealer Schönheit vor uns dastehen.

Da ist dieser Jochanan Melamed, der, so einfach und harmlos er sich uns gibt, doch einen durchdringenden Einblick in die widerspruchsvolle Struktur des modernen Getriebes verrät und sich in Betrachtungen über die Inkongruenz zwischen technischem und moralischem Fortschritt ergeht, die seinem bescheidenen und frommen Wesen bei all seiner Harmlosigkeit so angemessen scheinen, daß sie uns im Mund dieses Mannes selbstverständlich klingen. So sagt er in der Novelle In absteigender Linie:

»Ich entsinne mich der Frage Salomos: Wer weiß, ob der Geist des Menschen emporsteigt? Denn es ist mir wohl bekannt, daß es unreines Wasser gibt, das im Sande fließt und während des Fließens immer reiner wird, da es allen Schmutz dem Sande abgibt, am Ende kann man es vielleicht auch trinken. Es gibt aber auch Quellwasser, das aus einem Felsen fließt, aus sehr reiner und hoher Stelle, aber es fließt durch einen von Menschen bewohnten Fleck, und je weiter es geht, desto schmutziger wird es, zu Gift wird es. Welchem Wasser gleichen wir?«

Da sind wiederum die zwei Gestalten aus der Erzählung Die Kabbalisten: der Lehrer der Talmudakademie, der Jeschiwoh, mit seinem einzigen Schüler, die beide in dem verarmten Städtchen, das nicht mehr in der Lage ist die Jünger der Akademie zu ernähren, in voller Einsamkeit und Untätigkeit zurückgeblieben sind, sich in dem leerstehenden Gebäude aufhalten und sich dem Studium der Kabbala mit Eifer hingeben. Sie sitzen beide in einer Nachmittagsstunde an einem langen Tisch, und der Lehrer spricht zu dem andächtig aufhorchenden Schüler:

»Es gibt Melodieen, die der Worte notwendig bedürfen: dies ist ein ganz niedriger Grad. Es gibt aber einen höhern Grad: eine Melodie, die sich von selber singt, ganz und gar ohne Worte, eine reine Melodie. Aber auch diese Melodie bedarf noch einer Stimme und der Lippen, durch die diese Stimme hindurchgeht: und Lippen, verstehst du, das ist doch Leiblichkeit. Und diese Stimme, die ist zwar eine edlere Körperlichkeit, Körperlichkeit bleibt sie immerhin. Zugegeben, daß die Stimme sich auf der Grenze zwischen Geistigkeit und Körperlichkeit befindet. Aber immerhin ist doch eine Melodie, die sich durch eine Stimme vernehmen läßt, die von dem Mund abhängig ist, noch nicht rein, nicht ganz rein, noch keine richtige Geistigkeit. Die wahre Melodie aber, die, die wird ohne Stimme gesungen. Es singt im Innern, im Herzen, in den Eingeweiden. Dies ist eben der verborgene Sinn in den Worten des Königs David »Alle meine Glieder sagen« . . .«

Zu einer erstaunlichen Meisterschaft in der prägnanten Zeichnung der Charaktere und dem treffsichern Erfassen der Situation brachte es Perez in der wunderbaren Novelle Zwischen zwei Bergen, die sich hauptsächlich um zwei zentrale Figuren von überragender Größe dreht: den Rabbiner aus Brest, einen der hervorragendsten Vertreter talmudischer Gelehrsamkeit, und seinen frühern Schüler, den Zadik aus Bialy, einen nicht minder bedeutenden Vertreter chassidischer Frömmigkeit und Beschaulichkeit, der, unbefriedigt durch die strenge und etwas trockene Lehrart seines Meisters, sich einmal von der Akademie heimlich entfernte, dann in der Stadt Bialy auftauchte und dort eine segensreiche Tätigkeit zu entfalten begann. Der

Schüler, der sich nun in ganz anderer Geistesrichtung bewegte und eine ganz andere Weltanschauung vertritt, wird allmählich und unwillkürlich zu einem zwar stillen und bescheidenen, aber desto entschiedeneren Gegner des Rabbiners von Brest. Ein Unglücksfall in der Familie des Rabbiners, im Haus seines Schwiegersohns in der Stadt Bialy, wo der chassidische Zadik gerade weilte, führt nun die beiden Gegner, den Lehrer und den Schüler, zusammen. Auch hier befolgt Perez seine beliebte Methode: das Schildern in Gesprächsform, indem er den ganzen Hergang einen Chassid erzählen läßt, einen schlichten, etwas einfältigen Menschen, keineswegs ein Licht, der des Talmuds zwar nicht unkundig ist, für die haarscharfen logischen Deduktionen der talmudischen Kontroversen jedoch weder sonderliche Liebe noch Fähigkeit zeigt. Dem Rabbiner aus Brest gilt seine über alle Maßen gehende Verehrung und Bewunderung für dessen abgründtiefte Gelehrsamkeit, die er übrigens nicht versteht. Aber seine innige und ungeteilte Liebe gehört dem Zadik von Bialy, an dem er mit allen Fibern seines Herzens hängt, und von dem er ohne Rührung nicht sprechen kann. Den Rabbiner von Brest schildert er in enthusiastischen, überstürzten Worten:

»Das war ein Mann — eine eiserne Säule, sage ich euch. Ein hoch-hochgewachsener Jude, tatsächlich mit seiner Schulter alle anderen überragend. Ein Schrecken ging von ihm aus. Ein König. Ein weißer, langer Bart, das eine Ende, wie ich mich noch heute erinnere, schob sich zwischen seinen Gürtel, und das andere Ende flatterte oberhalb des Gürtels. Brauen, weiße, dicke, lange, das halbe Gesicht haben sie ihm verdeckt, und als er sie in die Höhe hob, du allmächtiger Gott!, die Frauen prallten tatsächlich zurück, wie vom Blitz getroffen, solche Augen hatte er! Schwerter, blanke Schwerter zuckten darin. Und einen Schrei erhob er wie ein Löwe.«
Wer weiß, was aus dem armen Erzähler vor Entsetzen geworden wäre, wenn ihm nicht der Zadik von Bialy in der Tür mit einem Lächeln auf den Lippen begegnet wäre und ihn beruhigend gefragt hätte: »Hast du die Größe der Thora gesehen, die reine Größe der Thora?« Das Zusammentreffen dieser beiden Leuchten des Judentums schildert unser Erzähler mit einem uns komisch anmutenden Entsetzen:

»Und die beiden Berge stießen auf einander. Daß ich zwischen ihnen in der Mitte nicht auf der Stelle liegen geblieben bin, ist ein Wunder vom Himmel.«
Diese Begegnung hat nur dazu beigetragen die Gegensätze zwischen dem Rabbiner und dem Zadik um so schroffer und unversöhnlicher hervortreten zu lassen. Zwischen dem Rabbiner von Brest und dem Zadik von Bialy entspinnt sich folgendes Gespräch:

»Sage mir nur, Noach«, spricht der Rabbiner von Brest, indem er seine Brauen in die Höhe zieht, »weshalb denn bist du aus meiner Jeschiwoh entflohen? Woran fehlte es dir dort?«

»Ich litt«, antwortete der Zadik gemessen, »an Atemnot, der Atem ging mir aus.«

»Wieso? Was redst du, Noach?«

»Nicht mir«, erklärt der Zadik leise, »meiner Seele ging der Atem aus.«

»Warum denn, Noach?«

»Eure Thora, Rabbi, das ist lauter Gesetz. Ohne Erbarmen ist sie, ohne einen Funken von Barmherzigkeit ist sie. Und daher ist sie freudlos, ohne freien Atem. Lauter Erz und Kupfer, eiserne Gesetze, kupferharte Bestimmungen — lauter erhabene Thora für Gelehrte, für einzelne.«

Der Rabbiner von Brest schweigt, und der Zadik fährt fort: »Und sagt mir Rabbi, was habt Ihr für die Gesamtjudentum? Was habt Ihr für den Holzfäller, den Fleischer, den Handwerker, den einfachen Juden? Insbesondere für den sündhaften Juden?«

Diese Worte, die der Dichter in den Mund eines seiner Helden legt, und in denen eine harte Anklage gegen den strengen Geist der rabbinischen Lehren klingt, enthalten gewiß einen berechtigten Protest, den eine empfindsame

und zartbesaitete Natur gegen eine allzu scharfe Hervorhebung des gesetzlichen Moments lange im stillen gehegt haben mochte. Aber vergessen dürfen wir darüber nicht, daß wir es hier mit dem beweglichen Gemüt eines Dichters zu tun haben, der sich nur allzu leicht zu heftigen Äußerungen hinreißen läßt, die sich mit den Tatsachen keineswegs decken, und die jedenfalls nicht buchstäblich genommen werden müssen. Der Rabbinismus hat allerdings mit der Zeit einen rigorosen Zug angenommen, der jedoch sehr begreiflich wird, sobald man den Umstand in Erwägung zieht, daß die späteren Vertreter des rabbinischen Judentums immer darauf bedacht sein mußten der in die Diaspora verstreuten und jedes äußern Stützpunkts entbehrenden Judenheit einen starken innerlichen Halt zu geben. Aber über dieser äußern Seite des Rabbinismus dürfen wir dessen innern Geist nicht vergessen, der sich den Bedürfnissen des Gemüts und der Einbildungskraft niemals verschlossen hat. Man lese nur jene unter dem Namen der Hagadah bekannten Legenden und Sagen im Talmud, in denen eine übersprudelnde Phantasie ihr launisches Spiel treibt, man lese die zahlreichen Stellen in den verschiedenen Midraschim nach, die für die zarteren Regungen der Seele ein feines Verständnis bekunden, und man wird sehen, daß der Rabbinismus als Ganzes genommen für manche unerquicklichen Auswüchse späterer Perioden nicht verantwortlich gemacht werden kann.

An dem Drama Die goldene Kette hat Perez während der reifsten Hälfte seines Lebens ohne Unterlaß gearbeitet, indem er ihm bald die eine bald die andere Form gab, ohne es jedoch zu einer endgültig befriedigenden künstlerischen Vollendung gebracht zu haben. Die Gestalt, in der er es uns hinterließ, macht noch immer den Eindruck des Bruchstückartigen und Unfertigen auf uns. Die goldene Kette ist ein grandioser Versuch das Problem der Erlösung dichterisch zu bewerten. Die Handlung dreht sich hauptsächlich um einen alten Rabbi, den ehrwürdigen Greis Salomo, der die heiligsten Traditionen des Chassidismus in sich verkörpert, und die Sprößlinge seiner Familie, die letzten Ringe in der Kette, die bereits eine bedrohliche Trübung des ursprünglichen chassidischen Geistes erkennen lassen und auf dem Weg sind das Vertrauen in ihre eigene Kraft zu verlieren. Ob diese Ringe noch fest in der Kette sitzen und sich an sie neue Ringe anreihen können, oder ob sie daran sind sich loszulösen und im Getriebe des modernen Lebens zu verlieren: dies ist der Kern des in der Dichtung behandelten Problems. Am Eingang des Dramas umfaßt uns jene ahnungsvolle Spannung, die in den ersten und besten Dramen Maeterlincks herrscht. Sabbatdämmerung in einem ehrwürdigen, patriarchalischen Haus. Banges Schweigen und Untergangsstimmung in allen Winkeln des in Dunkel gehüllten Saals. Greise gehen ein und aus, abgerissene Sätze vor sich hinwerfend. Es wird von bedrohlichen Fällen und unheilverkündenden Zeichen geredet. Man ist in Erwartung einer Katastrophe. Da erscheint der ehrwürdige greise Rabbi selbst. Er will durch einen Machtspruch den bösen Zauber heben, er will die frohe Botschaft verkünden. Den ausgehenden Sabbat will er verewigen, und er weigert sich das abendliche Scheidungsgebet, die Hawdalah, zu verrichten, dieses Gebet am Ausgang des Sabbats, durch das der Jude die Trennung zwischen Sabbat und Werktag anzukündigen pflegt. Die armen Seelen im Fegefeuer, die nach einer alten Überlieferung für den Sabbat befreit werden und mit dessen Ausgang wieder in die Hölle müssen, sollen endgültig Ruhe haben.

»SALOMO:

Sabbat soll sein — Sabbat!
Mit Zangen halte ich den Sabbat fest!
Nicht verurteilt, nicht gezüchtigt! . . .
Erlöst werden muß die Welt!

DIE UMSTEHENDEN [entsetzt]:
Wie denn, Rabbi, wie denn?

SALOMO:

Sabbat soll sein! Sabbat!
Nicht gepflügt und nicht gesäet,
Nicht gebaut, nicht ausgebessert,
Kein Handel, kein Wandel.

EIN ZUM HAUSE GEHÖRENDE CHASSID:
Zugrunde gehen soll die Welt!

SALOMO:

Zugrunde gehen soll die Welt!
Und wir —
Wir Sabbatliche,
Wir Festtägliche,
Wir seelengesteigerte Juden,
Wir werden über ihren Trümmern wandeln. . .«

Dieser Versuch den Sabbat festzuhalten und die Erlösung der Kreatürlichkeit herbeizuführen endet mit einem Mißerfolg. Es fehlte der Glaube, der Wunder verrichtende. Die Kette geht auseinander.

In der ganzen Geschichte der allgemeinen Literatur kenne ich kaum einen Dichter, der die intime Verwandtschaft zwischen der musikalischen Intuition und jeder echten dichterischen Stimmung mit dieser Intensität gefühlt hätte wie Perez. Es gibt, meines Wissens, kaum einen einzigen in der gesamten Weltliteratur, der für die tiefe Inkongruenz zwischen Stimmung und Wort ein so scharfes Empfinden hätte. Welch inneres Verhältnis Perez zu dem Wesen des Musikalischen überhaupt besitzt, ersehen wir aus den folgenden Sätzen, die er einer seiner Personen in der Erzählung Die Wandlungen einer Melodie in den Mund legt:

»Aber aus bloßen Tönen wird noch keine Melodie. Ein Haufen Backsteine ist noch kein Haus. Dies ist nur der Leib der Melodie, sie braucht noch eine Seele dazu. Und die Seele einer Melodie ist schon das Gefühl eines Menschen. . . Denn ich, meine Verehrten, glaube, daß das, was belebt, selber ein Leben in sich tragen muß, selber lebt. . . Nehmt eine Melodie und legt sie auseinander! Singt sie verkehrt! Singt erst die Mitte und dann den Anfang und das Ende! Ist das noch eine Melodie? Alles in allem habt ihr alle Töne, kein einziger fehlt, aber die Seele ist weg. . .«

Die Melodie ist für Perez das Sinnbild aller Innerlichkeit und Geistigkeit, alles Ungemischten und Reinen, alles Selbständigen und Auf sich gestellten, alles dessen, was durch keine Äußerlichkeit getrübt ist. Aus dem Geist der Musik will Perez das Wesentliche des Judentums verstehen, und aus diesem Geist sind die Volkstümlichen Geschichten entstanden.

Die Volkstümlichen Geschichten sind eine Sammlung von Legenden im Geist der jüdischen Moralbücher, die meistens einen erbaulichen Charakter trugen und in denen gezeigt wurde, daß echte Frömmigkeit nur in einer lautern Gesinnung enthalten sein kann. Perez, der in den Werken aus den früheren Perioden seiner literarischen Tätigkeit sich selten durch eine besonders sorgfältige Diktion auszeichnete, gibt hier Proben einer edlen und harmonischen Schreibweise, die meines Ermessens als Muster gelten kann. Wenn ich nun sage, daß diese Geschichten aus dem Geist der Musik geboren sind, so meine

ich nicht ausschließlich, daß sie von einer besonders gehobenen lyrischen Stimmung durchdrungen sind, obgleich es gewiß in manchen von ihnen an dieser nicht fehlt. Ich meine vielmehr den Umstand, daß für unsern Dichter das Musikalische von jeher als das Symbol aller Echtheit gegolten hat, und daß er hier die ungetrübte Reinheit einer gefühlsmäßigen Gesinnung in ihrem Gegensatz zu der Äußerlichkeit des Wortes und der Tat zu prägnantem Ausdruck brachte. So werden in einer von diesen Geschichten zwei Fälle illustriert: Ein Talmudjünger von großer Begabung, der sich durch seine lebhaft Disputiersucht und die nicht ganz aufrichtige Art, wie er sich dem Studium ergab, so sehr an seiner Seele vergriff, daß er, um sie zu retten, zu einer schweren Buße verurteilt werden mußte; und ein Mädchen von großer Schönheit, die Tochter des angesehensten und gelehrtesten Mannes der Stadt, die aus Liebe zu diesem selbst Büber sich zu einer Heirat mit ihm entschloß, obgleich sie wußte, daß er eine Woche nach der Hochzeit seine Schuld durch den Tod wird büßen müssen. In einer andern Geschichte wiederum wird uns erzählt, wie ein Chassid von schöner Männlichkeit, der wegen seiner herrlichen Stimme als Vorbeter bei der ganzen Gemeinde und bei dem Zadik selber sehr beliebt war, sich von seinem Heimatsdorf auf den Weg nach der entlegenen Stadt begibt, wo er vorbeten soll und wo er ungeduldig erwartet wird; wie er von einer vorbeifahrenden schönen Edeldame, der er durch seine Gestalt auffiel, mit Hilfe ihrer Diener gewaltsam in ihren Wagen geholt wird; wie es ihm gelingt durch einen kühnen Sprung sich von der Sünde zu retten; wie er dann wieder nach Hause zu seiner Frau eilt, und von dorthier wieder in die Stadt, wo er rechtzeitig an Ort und Stelle erscheint; und wie er trotzallem von dem Zadik abweisend und schroff empfangen wird, weil der Zadik weiß, daß er in dem Augenblick, als er seine Frau umarmte, nicht umhin konnte an die schöne Edeldame zu denken. Manche dieser Geschichten vertragen sich sehr schlecht mit dem Geist des Rabbinismus, für den die Gesinnung ein allerdings wichtiger moralischer Faktor, für den aber schließlich die Ausführung, die Tat doch ausschlaggebend ist. Denn bei all dem Verständnis für die ungeheure Bedeutung der Gesinnung in jeder ethischen Handlung, das der Rabbinismus in vielen Äußerungen an den Tag legt, ließ er doch sich andererseits nie dazu verleiten der bloßen Gesinnung jenes absolute Übergewicht zu verleihen, das den moralischen Drang des menschlichen Gemüts schließlich zur Sterilität verurteilt und die Ethik in eine selbstgefällige Heuchelei ausarten läßt.

So erscheint uns Perez als ein nationaler Dichter par excellence, als ein Dichter, der die höchsten Aspirationen seines Volkes in lebensgetreuen Gestalten verkörpert hat.

XX

FRIEDRICH WEINLÄDER · EIN KAPITEL DEUTSCHEN ORGANISATIONSTALENTS



HNE Überhebung darf gesagt werden, daß kein zweiter Kulturstaat besteht, der so gut ausgebaute Arbeiterorganisationen aufweist wie Deutschland. Genau so wie diese haben die staatlichen, hauptsächlich die Verkehrsorganisationen bewiesen, daß sie auf der Höhe der Zeit sind. Mit bewunderungswürdiger Exaktheit hat sich der Truppenaufmarsch bei Beginn des Krieges vollzogen. Das selbe

gilt auch von den wiederholten Verschiebungen großer Truppenformationen vom Osten nach dem Westen und umgekehrt. Kein Eisenbahnglück, ja sogar nicht einmal eine nennenswerte Stockung des Verkehrs ist bis zur Stunde zu verzeichnen. Und der Eisenbahnverwaltung stellt sich mit ebenbürtigen Leistungen die Feldpost an die Seite. Zweifellos kann ein Feldheer nur dann schlagfertig bleiben, wenn alle Verkehrseinrichtungen gut funktionieren. So entscheidend die sichere Zufuhr von Munition ist, so notwendig ist auch die Versorgung mit Proviant, so wichtig aber auch die Zustellung von Briefen und Paketen durch die Feldpost. In das Getriebe dieser Organisation soll nun ein Blick geworfen werden, soweit dies in breiter Öffentlichkeit möglich ist.

Die Feldbriefpost befördert Briefe bis zum Gewicht von 500 Gramm. Davon sind Briefe bis zu 50 Gramm portofrei, über 50 bis zu 250 Gramm kosten sie 10 Pfennig, über 250 bis zu 500 Gramm 20 Pfennig. Bei den portopflichtigen Briefen sind 10 % Übergewicht gestattet. Eine Vergleichung der Leistungen der Feldpost von 1870-1871 mit denen von heute ergibt folgendes Bild: Vom 15. Juli 1870 bis Ende März 1871 wurden 104 Millionen Briefe befördert; das war gewiß eine großartige Leistung, auf die man stolz sein durfte. Die jetzige Feldpost aber verarbeitet täglich nahezu 15½ Millionen Briefe. Vom 1. August 1914 bis Juli 1915 hat die Feldpost eine Beförderung von 4 Milliarden Briefen aufzuweisen. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß täglich bei den heimischen Postanstalten 150 000 Briefsendungen mit ungenauen Adressen eingeliefert werden. Dieser Umstand erfordert eine sehr langwierige und mühsame Arbeit, die aber mit großem Geschick geleistet wird. Bei reichlich zwei Dritteln dieser sogenannten kranken Briefe gelingt es den richtigen Weg zu weisen und den Adressaten im Feld zu ermitteln.

Wurden in den ersten Kriegswochen mancherlei Klagen über die Beförderung der Feldbriefe laut, so noch weit mehr über die der Pakete. Wochen, ja sogar Monate lang erreichten manche Sendungen den Adressaten nicht. Natürlich können nicht alle Schwierigkeiten aufgeführt werden, die diese Verzögerungen verursachten. Die eine lag in dem Umstand, daß Pakete zunächst nur in gewissen, sehr kurz bemessenen Zeiträumen aufgegeben werden konnten, nämlich monatlich einmal eine Woche lang. Dadurch war der Andrang zu den Postannahmestellen außerordentlich stark. In wenigen Tagen waren riesengroße Hallen bis zur Decke angefüllt. Die Verarbeitung mußte wiederum in verhältnismäßig kurzer Zeit durchgeführt werden. Eine andere Schwierigkeit bestand darin, daß die Operationen im Feld kolossale Truppenverschiebungen mit sich brachten; und dies kann wohl mit als der Hauptgrund gelten, daß die Zustellung von Paketen in vielen Fällen so erschwert wurde. Nachdem während dieser Paketwochen die nötigen Betriebs Erfahrungen gesammelt worden waren, wurde Ende Februar 1915 von der Heeresverwaltung die Feldpostpaketabteilung als ständige Einrichtung geschaffen. Eine große Anzahl Militärpaketdepots besorgt seitdem die Beförderung von Paketen und Gütern.

Es dürfte von allgemeinem Interesse sein einiges über die innere Organisation dieser Militärpaketdepots zu erfahren, natürlich auch hier wieder, soweit dies tunlich ist. Der Dienst in den genannten Depots wird fast ausschließlich von gedienten LandsturMLEuten verrichtet; einige Depots beschäf-

tigen freilich auch Zivilpersonen. Es können bei den Militärpaketdepots Pakete und Frachtstücke von 1 bis zu 50 Kilo aufgegeben werden. Handelt es sich um Truppenteile, für die das Militärpaketdepot am Aufgabeort zuständig ist, so geschieht die Beförderung unentgeltlich. An andere Truppenteile adressierte Pakete kosten das Postporto oder die Eisenbahnfracht, je nachdem sie bis zu 10 Kilo wiegen oder schwerer sind; sie werden den zuständigen Depots zugeleitet. Das Postporto beträgt für Pakete bis zu 5 Kilo 25 Pfennig, für schwerere Pakete (bis zu 10 Kilo) 5 Pfennig für jedes weitere Kilo. Es muß festgehalten werden, daß die Beförderung durch die Militärpaketdepots unentgeltlich geschieht. Soweit Porto oder Fracht zu zahlen ist, gilt dies lediglich für die Post- oder Eisenbahnbeförderung vom Aufgabeort bis zum zuständigen Militärpaketdepot.

Nun zum innern Getriebe eines Militärpaketdepots. Der Schalterdiensthabende muß schnell erkennen können, ob es sich um ein Paket an einen Truppenteil handelt, für den das Depot zuständig ist. Ist das der Fall, so ist die Beförderung kostenlos; im andern Fall ist die Sendung bei der Post aufzuliefern. Diese unterscheidende Tätigkeit erfordert Umsicht und Genauigkeit, zumal alles ziemlich schnell vor sich gehen muß und dabei noch allerlei Auskünfte zu erteilen sind. Die Pakete werden dann nach der Pakethalle gefahren und mit denen, die aus anderen Orten ankommen, weiter verarbeitet. Zuerst werden die Pakete sortiert und die an Truppenformationen gerichteten Pakete, für die das Depot zuständig ist, mit entsprechenden Nummern versehen. Andere Pakete werden zum Verteilungsamt hinübergeleitet. Dieses Sortieren setzt peinliche Aufmerksamkeit und Genauigkeit voraus, da gar zu leicht Fehler vorkommen können; würde zum Beispiel ein Paket mit einer falschen Nummer bezeichnet, so wäre es möglich, daß es nach den Vogesen statt nach Flandern geleitet würde usw. Die mit Nummern versehenen Pakete werden nun nach wiederholter Nachprüfung in Bündel geschnürt und nach dem Waggon gebracht. Die Verladung geht nach einer Verladeskizze vor sich, so daß immer alle Bündel von einer Nummer respektive Truppenformation an ihrem ganz bestimmten Platz im Waggon sein müssen. Zur bestimmten Stunde müssen diese Waggon vom Aufgabeort abgehen. Ein Begleitmann vom Depot wird ihnen beigegeben; dieser liefert die Pakete und Frachtstücke an bestimmte Etappenstationen ab. Von da werden die Sendungen den Truppenteilen in den Unterständen und Schützengräben zugeleitet. Abgesehen von der mehrfachen Kontrolle der Sendungen bis zur Verladung und Ablieferung an die Etappenstationen wird noch eine weitere Kontrolle durch direkte Zusendungen von Mitteilungen an die Adressaten geübt. Von jeder Truppenformation wird eine Anzahl Adressen registriert. Diese Adressaten erhalten vom Depot vermittelt Postkarte mit Antwort Nachricht, daß am soundsovielten ein Paket abgegangen ist, und sie werden um Bestätigung des Empfangs ersucht. Treffen diese Antworten richtig ein, so ist damit einwandfrei bewiesen, daß die Sendungen des betreffenden Truppenteils richtig angekommen sind. Wenn ein Adressat des genannten Truppenteils sein Paket nicht erhalten hat, so sind Nachforschungen über dessen Verbleib nur in den Etappenstationen anzustellen. Diese Kontrolle erleichtert also ein Nachforschen nach dem Verbleib der Sendungen ganz bedeutend.

Das Verteilungsamt hat die Aufgabe die ihm überwiesenen Pakete den dafür

zuständigen Militärpaketdepots zuzuleiten. Hier handelt es sich um eine Sortierung nach Depots, nicht nach Nummern. Was schon wiederholt betont wurde, gilt auch hier, und zwar in ganz besonderm Maß: Ein geringes Versehen, der kleinste Fehler, der unterlaufen würde, könnte zur Folge haben, daß ein Paket beispielsweise nach Königsberg statt nach Metz geleitet würde.

Genau so oder noch viel mehr als bei Briefen muß leider auch von kranken Paketen gesprochen werden. Wie mangelhaft sind doch so oft die Adressen geschrieben! Kaum leserliche Schrift, unrichtige Nummer des Armeekorps. der Division, des Regiments usw., ja es fehlen sogar manchmal die Nummern der Formationen. Sehr oft ist die Angabe des Absenders fortgelassen, ferner die Bezeichnung Reserve-, Ersatz-, Landwehr- usw.-Regiment. Mehr als mangelhaft ist vielfach die Verpackung, und zwar hauptsächlich dann, wenn der Inhalt des Pakets aus frischen Eiern, Flüssigkeiten usw. besteht. Die Folge ist, daß nicht nur Wein, Bier, frische Eier usw. verloren sind, auch der übrige Inhalt des Pakets, wie Zucker, Tabak, Zigarren usw., ist direkt verdorben. Hierzu kommt noch, daß durch ein solches krankes Paket auch andere Pakete ganz oder teilweise beschädigt werden können. So ein armer Kamerad im Schützengraben sieht mit inniger Sehnsucht dem Eintreffen eines Pakets entgegen; wie enttäuscht wird er sein, wenn er beim Öffnen den Inhalt ungenießbar vorfindet. Oder aber der Inhalt ist schon verdorben, bevor das Paket sortiert ist; dann muß das Paket an den Absender zurückgehen. Auf einen weitem ganz besonders markanten Unfug sei hier hingewiesen. Trotz tausendfachen Ermahnungen geschieht es immer wieder, daß feuergefährliche Gegenstände in gewöhnlichen Paketen versandt werden. In diesen Fällen muß man sich unwillkürlich fragen: Haben denn die Absender solcher Pakete kein Gewissen, oder ist ihnen jede Vernunft abhanden gekommen? Durch einen so bodenlosen Leichtsinn kann es vorkommen, daß viele Tausende von Paketen der Gefahr des Verbrennens ausgesetzt werden; dies ist leider auch wirklich schon geschehen.

Im Interesse unserer Soldaten im Feld sind folgende Grundsätze bei Versendung von Feldpostpaketen dringend zu empfehlen: 1. Schreibe die Adresse genau und gut leserlich; vergiß nie den Absender an geeigneter Stelle zu vermerken. 2. Schreibe die Adresse nicht mit Bleistift sondern nimm Tinte oder guten Tintenstift. 3. Versende in den heißen Sommermonaten hauptsächlich Dauerware. 4. Bei Versand von Flüssigkeiten, frischen Eiern usw. Sorge für entsprechende solide Verpackung. Wende dich an geeignete Fachleute, falls du selber im Verpacken solcher Gegenstände nicht bewandert bist. 5. Versende nie, aber auch nie Streichhölzer oder sonstige feuergefährliche Gegenstände ohne entsprechende massive Verpackung. Würde jeder Absender von Feldpostpaketen nach obigen Grundsätzen verfahren, so würden alle die Unannehmlichkeiten vermieden werden und die Klagen verstummen.

Trotz der gewiß vorzüglichen Organisation der Militärpaketdepots sind gelegentliche Verzögerungen in der Zustellung von Feldpostpaketen unvermeidlich. Der Hauptgrund liegt in den häufigen Verschiebungen so vieler Truppenteile. So kann es vorkommen, daß plötzlich eine Division von einem Armeekorps zu einem andern verschoben wird. Dieser Umstand hat zur Folge, daß nunmehr das Militärdepot des ersten Armeekorps nicht mehr zu-

ständig ist sondern das des andern, und zwar für sämtliche zu jener Division zählenden Formationen. Es müssen also alle Pakete der Division neuerdings an das zuständige Militärpaketdepot des neuen Armeekorps überwiesen werden. Das erfordert dann einen Zeitraum von 8 bis 14 Tagen, bis alle Pakete vom Aufgabeort auf dem kürzesten Weg dem neuen Depot zugeleitet worden sind. Nun kommt es aber auch vor, und zwar tagtäglich, daß eine weit kleinere Formation zu einem andern Armeekorps verschoben wird, zum Beispiel nur eine Artilleriemunitionskolonne. Sofort tritt für die Paketbeförderung dieser Artilleriemunitionskolonne die selbe Veränderung und Verzögerung während einer bestimmten Übergangszeit ein, wie dort bei der Division. Hauptsächlich die täglich erfolgenden Verschiebungen von kleinen Truppenformationen erfordern von den Sortierern und schalterdiensthabenden Landsturmlenten der Militärpaketdepots äußerste Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit in Ausübung ihres Dienstes. Diesen 44 und 45 Jahre alten Landstürmern ist eine verantwortungsvolle, aber auch sehr dankbare Aufgabe zugefallen, die sie mit Lust und Liebe zu lösen bis jetzt bestrebt waren, und die sie sicherlich bis zur Beendigung des Weltkriegs auch weiter treu erfüllen werden.

So manches Wichtige ließe sich noch anführen, um die Vorzüglichkeit auch dieser Organisation ins rechte Licht zu stellen. Aber diese kurze Schilderung ihrer Aufgaben und der Art ihrer Durchführung genügt wohl. Auch in dieser Einrichtung kommt ein gutes Stück deutscher Organisationsbegabung zum Ausdruck; jener Begabung, die den deutschen *Militarismus* wie die deutsche Gewerkschaftsbewegung geschaffen hat.

XX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Wirtschaft / Julius Kalliski

Arbeitsmarkt Nach wie vor kann die Beschäftigung im allgemeinen als durchaus befriedigend bezeichnet werden. Auch der Juni 1915 hat nach dem Reichsarbeitsblatt keine wesentlichen Änderungen in der Lage der meisten Industrien mit sich gebracht. In diesem Jahr machte sich die Abschwächung des Geschäftsgangs, die in einer Reihe von Gewerben in jedem Sommer einzutreten pflegt, zwar gleichfalls bemerkbar, doch trat die Wirkung dieses Umstands diesmal hinter den Folgen des Krieges zurück. In den meisten Industrien ist vielmehr die Größe ihres Anteils an Heereslieferungen für die Lebhaftigkeit ihrer Beschäftigung entscheidend. Der Kohlenbergbau und die Eisenindustrie hatten wie im Vormonat reichlich zu tun und konnten trotz äußerster Anstrengung der Nachfrage nicht voll genügen. Auch viele Zweige der Maschinenindustrie, zum Beispiel die Herstellung von Werk-

zeugmaschinen, ebenso die Fabrikation von Erntemaschinen, hatten viele Aufträge zu erledigen; nur wenige Zweige der Maschinenindustrie, denen es nicht gelungen ist ihre Betriebe auf Heereslieferungen einzurichten, litten unter Mangel an Beschäftigung. In den Spinnstoffgewerben scheint stellenweise infolge verringerteter Heeresaufträge eine Abschwächung des Geschäftsgangs eingetreten zu sein. Einen großen Umsatz hatten ebenso wie im Vormonat manche Zweige der Nahrungsmittelindustrie. Diejenigen Gewerbe, die in großem Umfang auf die Ausfuhr angewiesen sind, wie der Kalibergbau und gewisse Zweige der chemischen Industrie, oder die Luxuswaren herstellen, wie die Seidenindustrie, waren naturgemäß weniger gut beschäftigt. Der Rückgang der Arbeitslosigkeit, der seit dem ersten Kriegsmonat festgestellt werden kann, hat sich auch im Juni weiter fortgesetzt. Von 998 563 Mitgliedern deutscher Fachverbände, über die Berichte vorlagen, waren 25 561 oder 2,6 % arbeitslos gegen 2,9 % im Vormonat und 2,5 % im glei-

chen Vorjahrsmonat. Es zeigt sich also, daß die Spannkraft der deutschen Volkswirtschaft sich nach wie vor gegenüber der gewaltigen Belastung des Krieges behauptet.

× **Börsenspekulation** × Unter dem Eindruck überaus günstiger Abschlüsse von Gesellschaften, die an Kriegslieferungen beteiligt sind, hat bei der durch unsere jüngsten militärischen Erfolge noch gestärkten Zuversicht die Börsenspekulation eine Ausdehnung angenommen, die zu Bedenken Anlaß gibt. Eine offiziöse Warnung gegen die weitere Ausbreitung der Effektspekulation erinnert daran, daß der freie Wertpapierverkehr keineswegs in der Absicht zugelassen wurde einen Spekulationsmarkt zu etablieren, der die Gewinne glaubt ausnutzen zu können, die einem Teil der Industrie jetzt vorübergehend besonders reichlich zufließen. Durch einen freien Börsenverkehr sollte nur ein Mittelpunkt gegeben sein, an dem sich das notwendige Angebot und die notwendige Nachfrage unter Verbürgung einer gewissen Solidität des Effektenhandels und unter Ausschaltung großer Kursschwankungen treffen würden. Diese Mahnung, deren Nichtbeachtung zu einer Schließung des freien Wertpapierverkehrs führen müßte, wenn diese Wahrscheinlichkeit auch nicht direkt ausgesprochen worden ist, ist mit in der Hauptsache im Hinblick auf unsere dritte Kriegsleihe ergangen, die im Lauf des September kommen dürfte. Fortlaufende Kurstreiberereien könnten die Neigung des Publikums bei der Befriedigung des Anlagebedürfnisses in unerwünschte Bahnen lenken, auch der Geldmarkt wird durch die Ausbreitung der Spekulation nachteilig beeinflusst. Durchaus zutreffend wird in der offiziellen Erklärung darauf hingewiesen, daß große Börsenumsätze gleichzeitig an vielen Stellen eine erheblich und schnell gesteigerte Nachfrage nach Zahlungsmitteln entstehen lassen und zu einer Anspannung des Geldmarkts führen. Zunächst mag das überraschen. Denn der Einwand liegt nahe, daß Kauf und Verkauf sich ausgleichen, das Geld dabei nur von der einen in die andere Hand geht. Aber es kommt darauf an, wie die Verschiebung sich vollzieht, der Ausgleich tritt nicht automatisch ein. Ferner ist es noch aus anderen Umständen von nachhaltiger Bedeutung, wer Käufer und wer Verkäufer ist. Stoßen die Banken zum Beispiel bei steigenden Kursen größere Wertpapierbestände ab,

die vom Publikum aufgenommen werden, so verringert sich die Fähigkeit des Publikums für die Aufnahme von Kriegsleihe. Nicht weniger sprechen auch allgemeine wirtschaftliche Gründe gegen spekulative Übertreibungen, die bei einem später unausbleiblichen Rückschlag nicht nur Kreise der Spekulation sondern das gesamte Wirtschaftsleben unliebsam schädigen können.

× **Zwangssyndikate** × Durch eine Bundesratsverordnung wurden die Landeszentralbehörden ermächtigt die Besitzer von Steinkohlenwerken und Braunkohlenwerken allgemein oder für bestimmte Bezirke ohne ihre Zustimmung zu Gesellschaften zu vereinigen, denen die Regelung der Förderung und der Absatz der Bergwerkserzeugnisse obliegen. Weitgehende Befugnisse sind in den Zwangssyndikaten den staatlichen Aufsichtsbehörden zugeordnet. Die Verordnung ist in erster Reihe mit Rücksicht auf den Verlauf der Verhandlungen zur Erneuerung des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats ergangen, dessen Vertrag mit dem 31. Dezember 1915 abläuft. Die Zechenbesitzer, die bisher beim Syndikat beteiligt waren, können über ihre Produktion für die Zeit nach dem 1. Januar 1916 schon vom 1. Oktober 1915 ab frei verfügen, falls bis dahin der Vertrag nicht verlängert wird. Dem Eintritt eines syndikatslosen Zustands vorzubeugen erachtet die Regierung als Notwendigkeit. Und zwar mit gutem Grund. Wäre schon im Frieden eine Auflösung des Kohlensyndikats für das gesamte Wirtschaftsleben von weittragenden Folgen, so könnte unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Wiederkehr einer allgemeinen Konkurrenz im Kohlenbergbau bei gleichzeitiger Aufhebung der Vertriebsorganisation des Syndikats zu bedenklichen Störungen der Kohlenversorgung führen. Allein mit der Festsetzung von Höchstpreisen für Kohlen (für Preissteigerungen wäre jetzt und für lange Zeit nach dem Krieg unbegrenzter Spielraum) ließe sich eine ausreichende Regelung nicht herbeiführen, es müßten weitere Eingriffe erfolgen, die nach vielen Mühen im besten Fall einen Ersatz für die Organisation des Kohlensyndikats zu bieten in der Lage wären. Als zweckmäßiger erwies es sich daher den Bestand des Kohlensyndikats zu sichern, was durch die Androhung der Errichtung eines Zwangssyndikats oder, falls diese Drohung erfolglos bleibt, mit der Verstaatlichung

des Kohlsyndikats in Form des Zwangssyndikats erzielt werden soll. Die Vermutung, daß die Bundesratsverordnung auf Wunsch der leitenden Syndikatskreise selbst ergangen ist, die so den Widerstand einzelner Zechen gegen den Syndikatsanschluß gebrochen wissen wollten, ist unbegründet. Von der Leitung des Syndikats war die Beteiligung des preußischen Bergfiskus an dem Syndikat als Bedingung der Erneuerung gestellt worden, dabei sollte dem Fiskus keinerlei Sonderrecht zugestanden werden. Weigerte sich der Fiskus diese Bedingungen anzunehmen, so wäre ihm die Schuld zugefallen während des Krieges das Syndikat gesprengt zu haben. Unter diesem Druck glaubte die Syndikatsleitung anscheinend den Fiskus zum Nachgeben zwingen zu können. Durch die Bundesratsverordnung wurde schnell ein Rollenwechsel bewirkt, der Fiskus brachte die Syndikatsleitung in die ihm zgedachte Stellung. Die Verordnung sieht ausdrücklich vor, daß von der Befugnis zur Bildung eines Zwangssyndikats kein Gebrauch zu machen ist, wenn von Bergwerksbesitzern, deren Förderung mehr als 97 % der Gesamtförderung des in Betracht kommenden Bezirks ausmacht, innerhalb einer durch die Landeszentralbehörde zu bestimmenden Frist eine Vereinigung zum Zweck des gemeinsamen Absatzes der Bergwerkserzeugnisse durch Vertrag gebildet wird. Voraussetzung ist hierbei, daß die Landeszentralbehörde durch den geschlossenen Vertrag die öffentlichen Interessen als gewahrt erachtet. Als gangbaren Weg für die Erzielung eines freiwilligen Zusammenschlusses an Stelle des den Zechen unerwünschten Zwangssyndikats schlug nun der Ausschuß des Syndikats der Zechenbesitzerversammlung die Errichtung eines Übergangssyndikats für die Zeit vom 1. Januar 1916 bis zum 31. März 1917 vor. In dieser Form dürfte denn die Erneuerung des Syndikats auch erfolgen. Der preußische Handelsminister hat die Mitgliedschaft an dem Übergangssyndikat zugesagt, und zwar mit einer Beteiligung in Höhe von 5½ Millionen Tonnen in Kohlen und 2 Millionen Tonnen in Koks. Der Fiskus beansprucht weiter das Einspruchsrecht des Handelsministers, wenn 30 % aller Stimmen, diejenigen des Staates nicht mitgerechnet, für die Herabsetzung oder gegen die Erhöhung der Preise sind. Der Staat hat das Recht bis zu 450 000 Tonnen jährlich in Anrechnung auf seine Beteiligung im Verkauf an Betriebe des

Reiches und des Staates frei von der rechnungsmäßigen Umlage zu liefern, dafür also nur die Tonnenumlage zu bezahlen. Ferner wird die Erhaltung der bestehenden Handelseinrichtungen des Fiskus sowie die Beteiligung im Kohlenkontor verlangt. Der Fiskus hat das Recht seine Zugehörigkeit zum Syndikat mit einer mindestens 4wöchigen Frist zu Beginn eines Quartals zu kündigen, mit der Maßgabe, daß er mindestens 14 Tage vor dem Ende der Kündigungsfrist den Verkauf seiner Produkte zur Lieferung nach dem Beginn des betreffenden Quartals aufnehmen darf. Die Kündigung gilt auch für die Bergwerksgesellschaft Hibernia. Wir besitzen in Deutschland übrigens 2 Zwangssyndikate, die durch die Diamantenregie und das Kaligesetz geschaffen wurden.

× **Kohlenpreise** Ende Juli beschloß das Rheinisch - Westfälische Kohlsyndikat die Richtpreise für Kohlen und Briketts um 1 Mark, für Koks um 1,25 Mark und für Koks um 2 Mark für die Tonne zu erhöhen. Diese Preisfestsetzung gilt für den Zeitraum vom 1. September bis zum 31. Oktober 1915. Die letzte Festsetzung der Richtpreise war am 11. Dezember 1914 vorgenommen worden und bezog sich auf die Zeit vom 1. April bis zum 31. August 1915. Damals wurden die Richtpreise für Kohle und Briketts um 2 Mark erhöht, die Kokspreise jedoch um 1,50 Mark für die Tonne ermäßigt. Durch diese Preisspannung sollte ein stärkerer Verbrauch von Koks an Stelle von Kohlen bewirkt werden, da bei der verminderten Arbeiterzahl die Produktion nicht nach Belieben gesteigert werden kann, eine starke Koks-erzeugung zudem zur Gewinnung wichtiger Nebenprodukte erforderlich ist. In den Kreisen des Syndikats hatte die Absicht bestanden die Kohlenpreise um 1,50 bis 2 Mark für die Tonne heraufzusetzen, einzelne Zechen sind angeblich für noch weitergehende Erhöhungen eingetreten. Daß der Preisaufschlag für Kohlen auf 1 Mark beschränkt blieb, ist nach Meldungen, die keinen Widerspruch erfuhren, auf den Einfluß der Vertreter der preußischen Bergverwaltung zurückzuführen, die an der Syndikatsitzung teilnahmen.

× **Ernte 1914** Erst mit dem Beginn des neuen Erntejahrs erfolgte die Bekanntgabe der deutschen Ernteergebnisse für 1914. Eine

Verzögerung der Veröffentlichung der Erntestatistik war sehr angebracht, denn die Zahlen hätten früher leicht zu falschen Urteilen Veranlassung gegeben, weil eine Vergleichsmöglichkeit für die durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse fehlte. Eine Vergleichung mit den letzten beiden Vorjahren ergibt folgendes Bild:

Jahr	Anbau Hektar	Ernte Tonnen insgesamt	pro Hektar
Winterweizen			
1914	1 771 240	3 499 487	1,98
1913	1 746 919	4 112 984	2,35
1912	1 730 251	3 908 211	2,26
Sommerweizen			
1914	224 360	472 508	2,10
1913	227 179	542 972	2,39
1912	195 495	452 413	2,31
Winterroggen			
1914	6 191 159	10 294 331	1,66
1913	6 294 224	12 061 248	1,92
1912	6 160 824	11 462 515	1,86
Sommerroggen			
1914	107 797	132 387	1,23
1913	119 919	161 146	1,34
1912	107 427	135 774	1,26
Sommergerste			
1914	1 581 999	3 137 983	1,98
1913	1 654 020	3 673 254	2,22
1912	1 589 773	3 481 974	2,19
Hafer			
1914	4 388 146	9 038 185	2,06
1913	4 438 209	9 713 965	2,19
1912	4 387 404	8 520 183	1,94

Beim Rückgang der Roggenernte ist zu berücksichtigen, daß 1913 eine Rekord-ernte erzielt worden war. Während beim Weizen die Anbaufläche etwas größer als im Vorjahr war, war sie beim Roggen kleiner.

Um die Schwankungen der Kartoffelernte, deren Verbrauch leider im Winter vielfach so falsch beurteilt wurde, deutlicher erkennen zu lassen, seien die Ergebnisse der letzten 6 Jahre wiedergegeben:

Jahr	Anbau Hektar	Ernte Tonnen		davon erkrankt	
		insgesamt	pro Hektar	Tonnen	in %
1914	3 386 098	45 569 559	13,46	763 426	1,7
1913	3 412 201	54 121 146	15,86	2 292 409	4,2
1912	3 341 606	50 209 466	15,03	2 081 809	4,1
1911	3 321 479	34 374 225	10,35	440 051	1,3
1910	3 296 219	43 468 395	13,19	3 484 743	8,0
1909	3 323 733	46 706 252	14,05	2 338 789	5,0

Da mit der Regelung der Versorgung und des Verbrauchs aus der Getreide-ernte von 1914 erst vom Februar 1915

ab und teilweise noch später begonnen wurde, würde im Erntejahr 1915-1916 die Deckung des Bedarfs sich selbst dann noch viel günstiger als im Vorjahr gestalten, wenn die Ernteergebnisse viel geringer wären; denn diesmal hat die Regelung der Ernteeinbringung und Verteilung mit der Beschlagnahme auf dem Halm begonnen.

× Kriegsschri- In einer Studie Die deut-
ten ten sche Volkswirtschaft im
Kriege /München, Duncker
& Humblot/ behandelt Professor Franz
Eulenburg einleitend die Frage, in wel-
cher Lage der Kriegsausbruch das deut-
sche Wirtschaftsleben traf. Weit stärker
wäre die Erschütterung der Volkswirt-
schaft gewesen, wenn die plötzliche Un-
terbrechung in die Zeit einer Hochkon-
junktur gefallen wäre; die Konjunktur
Mitte 1914 machte eine Anpassung an
neue Verhältnisse leichter durchführ-
bar. Ebenso wurde die Lebensmittel-
versorgung dadurch erleichtert, daß der
Beginn der Feindseligkeiten mit der
eben beendeten Ernteeinbringung zusam-
menfiel; im November oder Januar wa-
ren wir in normalen Jahren schon weit
mehr auf fremde Zufuhr angewiesen.
Berücksichtigt sind die Ereignisse bis
Anfang 1915.

Das gleiche Thema unter dem gleichen
Titel war Gegenstand einer Festrede
des Rektors der Universität Tübingen
Carl Johannes Fuchs, bei deren Heraus-
gabe der Inhalt durch reichhaltige Lite-
raturangaben wertvoll ergänzt wurde
/Tübingen, Mohr/.

Eine Darstellung der Folgen des deut-
schen Unterseebootkriegs für England
unternimmt Professor Dr. Hermann Levy
(Heidelberg). Seine Schrift Die neue
Kontinentalsperre /Berlin, Springer/
zeigt an der Hand umfangreichen sta-
tistischen Materials in Verbindung mit
anderen Mitteilungen, daß England
durch die direkten und indirekten Wir-
kungen des Unterseebootkriegs in eine
Wirtschaftslage geraten ist, die bei Be-
ginn des Krieges selbst pessimistische
Engländer nicht hätten voraussagen
können. Schwere Teuerung mit allge-
meiner sozialer Mißstimmung, starke
Schädigung des englischen Außenhan-
dels und der Handelsschiffahrt mit ent-
sprechenden Rückwirkungen auf die
wichtigsten Industrien sind festzu-
stellen. Das Unterseeboot in seiner von
der deutschen Marine geschaffenen Ver-
vollkommnung hat die wichtigste Vor-
aussetzung, auf die England alle seine
Zuversicht gebaut hatte, die kriegerische

Unantastbarkeit seiner eigenen Küste und damit des britischen Handelsverkehrs erschüttert. Dabei hat Großbritannien den Schutz, den das Völkerrecht der Sicherstellung des Nahrungsmittelbedarfs der Zivilbevölkerung eines kriegführenden Landes gewährte, selbst zertrümmert. Erst nach dem Krieg wird, wie der Verfasser meint, es möglich sein sich ein vollständiges Bild der tatsächlichen Wirkung der Kontinental Sperre auf die englische Volkswirtschaft zu machen. Zunächst sollte nur dasjenige mitgeteilt werden, was unbedingt schon heute die Wirkung der ökonomischen Blockade auf das englische Wirtschaftsleben kennzeichnet. Daß England durch Unterseeboote in kurzer Zeit ausgehungert oder von aller Rohstoffzufuhr abgeschnitten werden könne, ist von denjenigen, die einen Einblick in die Verwendungsart dieser neuen Seewaffe hatten, niemals vorausgesetzt worden; was aber die Ereignisse des Ubootkriegs gezeigt haben, ist, daß eine ganz außerordentliche und bisher in England völlig unbekannte Bedrohung der wirtschaftlichen Bewegungsfreiheit Englands hervorgerufen werden konnte. Eine Sammlung Kriegshefte aus dem Industriebezirk /Essen, Baedeker/ brachte eine Reihe von Beiträgen bekannter Männer aus dem rheinisch-westfälischen Industriebezirk. Dr. W. Beumer schildert Deutschlands Wirtschaftslage während des Krieges. Er warnt bei aller Kraft der deutschen Wirtschaft Frankreich und England in ihren Geldverhältnissen zu unterschätzen. Der Handelskammersyndikus und Landtagsabgeordnete Hirsch behandelt Wirtschafts- und Verkehrsfragen im Krieg. Neben den Leistungen der Staatseisenbahnverwaltung auf dem eigentlichen Verkehrsgebiet wird ihr Einfluß auf die Gestaltung der Wirtschaftslage in ihrer Stellung als Großbesteller von ihm hoch veranschlagt. »Das ganze Volk weiß es, und die eingefleischtesten Anhänger des Privatbahnsystems erkennen es an; ich habe neulich noch einmal einen solchen gesprochen, der noch vor nicht allzu vielen Jahren im Abgeordnetenhaus vollen Ernstes meinte, man täte doch besser die preußischen Staatseisenbahnen in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln; auch er war bekehrt.« Max Schinckel, der Geschäftsinhaber der Diskontogesellschaft (Unsere Geldwirtschaft vorher, jetzt und nachher), meint zu der Forderung besonderer Kriegsrüstung der Wirtschaft, unsere finanzielle Vor-

bereitung auf den Krieg könnte nur allgemeiner Art sein. »Wer an der Spitze eines großen Bankinstituts oder eines großen industriellen Unternehmens oder einer großen Reederei stehen und jederzeit auf den Ausbruch eines Weltkrieges gefaßt sein will, der tut besser seine Stellung niederzulegen, denn er würde für die Entwicklung seines Unternehmens alles versäumt und für den Moment des wirklichen Kriegsausbruches wenig gewonnen haben.«

Mit den Einwirkungen des Weltkrieges auf die kleinen und mittleren Betriebe des Detailhandels befaßt sich eine Publikation des Volksvereinsverlags in München-Gladbach, die Kaufmannsfragen zur Kriegszeit betitelt ist. Auch wenn man die volkswirtschaftliche Bedeutung der Kleinhandelsbetriebe anders einschätzt als es in der Untersuchung des Volksvereins geschieht, wird man die Schilderung der Kriegsfolgen, unter denen sie leiden, im allgemeinen als zutreffend anerkennen. Kritiklos werden die Angriffe der Mittelstandsverbände gegen die Konsumvereine in verschiedenen Erklärungen und Petitionen wiedergegeben. Dann aber wird eindringlich als bester und sicherster Weg zur Stärkung kleiner und mittlerer Firmen genossenschaftliche Betätigung durch Anschluß an Kredit- und Einkaufsgenossenschaften empfohlen. Im Grunde ist das die beste Kritik der feindlichen Stellung zahlreicher Mittelstandsorganisationen gegen die Konsumgenossenschaften. Vor der Gefahr einer Überschätzung der Konjunkturaussichten nach Beendigung des Krieges glaubt Felix Toerpe (Magdeburg) warnen zu müssen. In einem Schriftchen bedeutet das Ende des Krieges den Anfang einer Hochkonjunktur? /Magdeburg, Rathke/ verneint er die von ihm gestellte Frage. Er sieht eine der Hauptgefahren darin, daß nach dem Krieg ein bisher beispielloses Auswandern von Kapital erfolgen muß, um durch Importe die aufgebrauchten Güter zu ersetzen. Die Erfahrungen des Krieges sollten eigentlich dazu anhalten mit wirtschaftlichen Prophezeiungen sehr vorsichtig zu sein.

× **Kurze Chronik** ×
 Nach dem Ausweis der deutschen Reichsbank vom 31. Juli gingen an Gold in der letzten Julibankwoche 7,1 Millionen Mark ein; zum erstenmal wurde ein Goldbestand von 2400 Millionen Mark erreicht und überschritten. Vor einem Jahr, also vor Kriegsbeginn, belief sich der Goldvorrat unseres Zen-

tralnoteninstituts auf 1253 Millionen Mark, so daß im Kriegsjahr ein Zuwachs in Höhe von 1147 Millionen Mark eingetreten ist. × Auf die zweite Kriegsanleihe sind in der letzten Juliwoche noch 26 Millionen Mark eingezahlt worden, so daß jetzt 8959,2 Millionen Mark = 98,4 % der Gesamtzeichnung eingegangen sind. Die Neueinzahlung ist nicht mit Hilfe der Darlehnskassen erfolgt; denn die von diesen für die Zwecke der zweiten Kriegsanleihe hergegebenen Gelder sind mit 354,1 Millionen Mark am 31. Juli um 6,4 Millionen Mark geringer gewesen als am 23. Juli. × Der Abschluß einer bulgarischen Anleihe mit deutsch-österreichischen Banken unter der Führung der Diskontogesellschaft wurde am 1. August bekanntgegeben. Darin wird auch ein Symptom für die politisch-militärische Haltung Bulgariens erblickt. Juli 1914 übernahm das Konsortium für 120 Millionen Francs bulgarische Schatzscheine und traf dabei ein Finanzabkommen, das die Übernahme einer Anleihe von 500 Millionen Francs vorsah, und das jetzt ausgeführt wurde. Die Banken sicherten sich dafür das Anrecht auf den Bau der Eisenbahn von Michailovo-Haskovo nach Porto Lagos sowie auf den Ausbau des Hafens von Porto Lagos. × Der Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation, eine der großen Montanunternehmungen, weist für 1914-1915 einen Rohgewinn von 11,9 Millionen Mark aus; es ist der höchste, den die Gesellschaft je erzielte. Nach Abschreibungen von 4,5 Millionen Mark verbleibt ein Reingewinn von 7,4 Millionen. Für 1913-1914 war ein Rohgewinn von 9,8 Millionen ausgewiesen worden, Abschreibungen erfolgten (einschließlich von 2,5 Millionen Extraabschreibungen) im Betrag von 5,5 Millionen; die ursprünglich geplante Dividende von 14 % wurde für das Vorjahr mit Rücksicht auf die unübersichtliche Lage auf 10 % herabgesetzt. Diesmal kommt wieder eine Dividende von 14 % zur Verteilung. × Der Verein deutscher Eisen- und Stahlindustrieller hat eine besondere Erhebung über die Erzeugung der Walzwerke im deutschen Zollgebiet in den beiden letzten Jahren veranstaltet. Danach betrug die Gesamtproduktion 13,011 Millionen Tonnen im Jahr 1914 gegen 16,519 Millionen in 1913 und 16,347 der amtlichen Statistik in 1912. Hiervon entfallen in 1914 9,591 Millionen Tonnen auf die 7 Monate der Friedenszeit und 3,421 auf die 5 Monate der Kriegszeit. Während die

durchschnittliche Erzeugung der letzten 7 Friedensmonate 1,37 Millionen Tonnen betrug, kamen auf die Kriegsmonate durchschnittlich 684 149 Tonnen oder nahezu 50 % der Friedenserzeugung. Trotz dem starken Rückgang ist die Gesamterzeugung im Jahr 1914 aber immer noch erheblich größer als im Jahr 1910. Im Jahr 1915 hat die Erzeugung der Walzwerke wie die der Hochöfen und Stahlwerke weiter beträchtlich zugenommen. × Die Braunkohlenförderung hat im Jahr 1914 nach dem Bericht des Deutschen Braunkohlenindustrievereins einen wesentlich geringeren Ausfall aufzuweisen als die Steinkohlenförderung. Während diese um 15,7 % zurückging, ermäßigte sich die Braunkohlenförderung nur um 3,64 %. Dieser Unterschied wird zu einem Teil aus der Lage vieler Steinkohlengewinnungsstätten in der Nähe der Grenze erklärt, vor allen aber aus der Gewinnungsmöglichkeit im Tagbaubetrieb. Während der ganzen Kriegszeit hielt die stürmische Nachfrage an. × Eine erhebliche Ausdehnung hat während des Krieges die Weißblechfabrikation erfahren. Sie stieg nach der Breslauer Zeitung auf 10 600 Tonnen pro Monat oder um 46 % gegen die Höchstleistung in Friedenszeiten und ist somit auf die Höhe gebracht worden, die es gestattet außer dem vollen Bedarf der Heeresverwaltung auch wieder einen größeren Teil der Anforderungen für die Herstellung von Friedensgegenständen zu decken. × Jetzt gewähren auch die meisten deutschen Versicherungsgesellschaften Versicherungsschutz gegen Schäden durch Flieger und Luftfahrzeuge, und zwar in der für die Versicherungsnehmer einfachsten Art, daß die Ausdehnung der Haftung für diese Schäden zu der Feuerversicherung bescheinigt wird. Es ist ein Reichsgesetz geplant, durch das das Reich den Ersatz von Schäden durch Flieger und Luftfahrzeuge übernehmen soll.

× **Literatur** Eine der grundlegenden deutschen Arbeiten über Entwicklung und Stellung der Banken, das Buch des Professors Adolf Weber Depositenbanken und Spekulationsbanken: ein Vergleich deutschen und englischen Bankwesens, liegt in 2. Auflage vor /München, Duncker & Humblot/. Nach der Krise von 1900 neigten die meisten Theoretiker und zahlreiche Praktiker der Auffassung zu, daß Zusammenbrüche größerer Banken, wie sie sich mehrfach ereignet hatten,

in Zukunft am besten durch eine Abtrennung des Depositenbankwesens von den Spekulations- oder Universalbanken vorgebeugt werden könnte. Gegen das System der reinen Depositenbanken nach englischem Muster trat Weber damals schon zugunsten der Universalbanken ein, er kann mit Recht betonen, daß die 1902 von ihm vertretene Meinung inzwischen zur allgemein herrschenden Auffassung geworden ist. Auch auf Grund der Erfahrungen der ersten Kriegsmonate glaubt Weber nicht genötigt zu sein seine Meinung in irgendeinem wesentlichen Punkt anders zu gestalten. Der Einfluß des Krieges auf die Banken ist in dem Buch selbst, das vor Kriegsausbruch abgeschlossen war und erscheinen sollte, nicht behandelt. Später einmal wird zu untersuchen sein, ob die Politik der Banken auch die gleichen günstigen Ergebnisse gezeitigt hätte, wenn der Ausbruch des Krieges nicht in eine Zeit wirtschaftlicher Abschwächung sondern in eine Hochkonjunktur gefallen wäre.

Sozialpolitik / Johannes Heiden

Arbeitsvermittlung In einer Sonderbeilage zum Reichsarbeitsblatt hat das reichsstatistische Amt den Einfluß des Stellenvermittlergesetzes auf die Zahl der gewerbsmäßigen Stellenvermittler und den Umfang ihrer Geschäfte darzustellen versucht. Da der größte Bundesstaat, Preußen, und daneben mehrere kleinere, Vorschriften, die eine Statistik der Vermittlungstätigkeit ermöglichen, nicht erlassen haben, so kann die Wirkung des Stellenvermittlergesetzes nur in einigen Bundesstaaten erfaßt werden. Die Veröffentlichung des reichsstatistischen Amtes bringt die Ergebnisse für Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen. Die Wirkung des Stellenvermittlergesetzes, das am 1. Oktober 1910 in Kraft getreten ist, war anfangs in diesen Bundesstaaten eine erhebliche Abnahme der gewerbsmäßigen Stellenvermittler. Der Rückgang hat später nachgelassen, Elsaß-Lothringen zeigt für 1913 sogar eine kleine Zunahme. Über die Zahl der gewerbsmäßigen Stellenvermittler gibt die folgende Zusammenstellung Auskunft:

Jahr	Bayern	Sachsen	Württemberg	Baden	Elsaß-Lothringen
1910	683	—	—	209	118
1911	505	543	80	150	98
1912	484	472	63	101	93
1913	466	456	58	81	97

In Bayern, Sachsen und Württemberg sind die Inhaber der Stellenvermittlungsgeschäfte zum größten Teil Frauen, für Baden und Elsaß-Lothringen liegen Erhebungen über das Geschlecht der Stellenvermittler nicht vor.

Nicht in dem gleichen Maß wie die Zahl der Stellenvermittler ist die Zahl der von ihnen bewirkten Stellenvermittlungen gesunken; sie sind sogar in einigen Staaten gestiegen. Hieraus kann wohl der Schluß gezogen werden, daß das Gesetz in erster Linie die kleinen Geschäfte, die zum Nebenerwerb betrieben wurden, getroffen hat. Nachstehend die Zahl der Stellen, die durch gewerbsmäßige Stellenvermittler besetzt wurden:

Jahr	Bayern	Sachsen	Württemberg	Baden	Elsaß-Lothringen
1910	61 476	—	—	24 498	—
1911	61 144	128 697	10 652	24 195	17 254
1912	58 483	138 705	10 008	21 886	17 895
1913	59 443	146 956	8 967	16 082	17 837

Die Klienten der gewerbsmäßigen Stellenvermittler sind hauptsächlich städtische Dienstboten, landwirtschaftliche Dienstboten und anderes landwirtschaftliches Personal, Gastwirtschaftlichen und kaufmännisches Personal und natürlich die entsprechenden Arbeitgeber.

Wenn auch durch das Stellenvermittlergesetz die größten Schäden der privaten Stellenvermittlung beseitigt sind, so haftet dieser Tätigkeit doch noch immer eine Reihe beklagenswerter Übelstände an, die die völlige Beseitigung der gewerbsmäßigen Stellenvermittlung auch heute noch als erstrebenswertes Ziel erscheinen lassen. Bei dem Mangel an Organisation, den sowohl die Arbeitnehmer wie die Arbeitgeber aufweisen, die die gewerbsmäßige Stellenvermittlung hauptsächlich in Anspruch nehmen, kommt als Gegengewicht gegen die gewerbsmäßige Stellenvermittlung in erster Linie der gemeinnützige Arbeitsnachweis in Betracht. Wie sehr er imstande ist die gewerbsmäßige Vermittlung einzuschränken, ergibt eine Vergleichung zwischen Bayern und Sachsen. In Bayern ist der gemeinnützige Arbeitsnachweis sehr ausgedehnt, während er sich in Sachsen in ziemlich engen Grenzen hält. In Bayern besetzen die gemeindlichen Arbeitsämter mehr als 3mal so viele Stellen wie die gewerbsmäßigen Vermittler, in Sachsen dagegen wurden durch das Stellenvermittlungsgewerbe mehr Stellen besetzt als durch gemeinnützige Arbeitsnachweise.

Zur Frage des Ausbaus der Arbeitsvermittlung nimmt Helmuth Barck in seiner, als 51. Ergänzungsheft der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft /Tübingen, Laupp/ veröffentlichten Abhandlung Die Organisation und Zentralisation des badischen Arbeitsmarkts Stellung. In seinem 1., größeren Teil bringt das Buch eine umfassende Darstellung der Entstehung, Entwicklung, Vermittlungstechnik und Bedeutung aller bestehenden Nachweiseinrichtungen vom gemeindlichen Arbeitsamt über den Vereinsnachweis, die Nachweise der Arbeitnehmer und der Arbeitgeber für Industrie, Handwerk und Landwirtschaft, die karitative Arbeitsvermittlung bis zur gewerbsmäßigen Stellenvermittlung. Besonders hat der Verfasser die Stellung der Nachweiseinrichtungen zur Tätigkeit des allgemeinen öffentlichen Arbeitsnachweises untersucht. Die Vereinsnachweise und die Nachweise der Arbeiter und Arbeitgeber haben in den letzten Jahren ja nicht nur in Baden vielfach Berührungspunkte mit den gemeindlichen Arbeitsämtern hergestellt, die auf dem Weg einer, wenn auch nicht vollständigen Verschmelzung, so doch einer engen Verbindung liegen. Anders verhält es sich mit den Nachweiseinrichtungen karitativer Vereine und mit den gewerbsmäßigen Stellenvermittlern. Die vollständige Beseitigung jener hält Barck nicht für erstrebenswert im Interesse ihrer Klienten. Zweifellos würde mancher Schiffbrüchige ohne diese Art der Vermittlung sich überhaupt nicht wieder in das Wirtschaftsleben einordnen können. Das Verbot der gewerbsmäßigen Stellenvermittlung würde, wenn für Aufgabe des Geschäfts Entschädigung gezahlt werden müßte, den Gemeinden allerdings Lasten aufbürden, die viele nicht tragen könnten. Barck empfiehlt deshalb mit Recht die gewerbsmäßige Stellenvermittlung durch bessere Leistungen des gemeindlichen Arbeitsnachweises überflüssig zu machen. Die von ihm nicht grundsätzlich abgelehnte Erhebung von Gebühren dürfte allerdings nicht zu den Mitteln gehören, die wirksam die gewerbsmäßige Stellenvermittlung bekämpfen können. Als Ziel erscheint dem Verfasser die größere Zentralisation des Arbeitsnachweises und rasche, zuverlässige und umfassende Vermittlungstätigkeit. Ein absolutes Nachweismonopol ist unmöglich, weil undurchführbar; deshalb stellt der Verfasser die Forderung nach dem relativen Nachweismonopol auf. Als Inhaber des

Monopols können nach Barck nur die gemeindlichen Arbeitsnachweise, die als paritätische Gemeindeanstalt errichtet sind, in Frage kommen. Vorläufig sind wir aber von der Monopolstellung irgendeiner Art der Arbeitsvermittlung noch recht weit entfernt. Kommt doch der bei weitem größte Teil aller Arbeitsvermittlungen überhaupt nicht auf dem organisierten Arbeitsmarkt zustande sondern durch sogenannte wilde Vermittlungen: Inserat, Umschau, persönliche Beziehung usw. Auch lehnen viele Verbände der Privatangestellten nicht nur die offizielle Beteiligung an gemeindlichen und paritätischen Arbeitsnachweisen ab sondern bauen ihre Vermittlungstätigkeit, in der sie ein Werbemittel erblicken, immer mehr aus. Die Entwicklung nimmt bei ihnen gerade die entgegengesetzte Richtung wie bei den Arbeitergewerkschaften. Die Barcksche Schrift verdient unter den Veröffentlichungen über den Arbeitsnachweis einen guten Platz.

× **Invalidenversicherungsbeträge im Kriegsjahr** Das Kriegsjahr hat, wie ganz selbstverständlich, eine erheblich verringerte Beitragsleistung für die Invalidenversicherung zur Folge gehabt. Wurden im Jahr 1913 insgesamt 750 610 659 Wochenbeiträge geleistet, so sank diese Zahl für das Jahr 1914 auf 678 388 373. An dem absoluten Rückgang sind alle 5 Lohnklassen beteiligt. Die höchste Lohnklasse weist aber eine relative Steigerung auf.

Jahr	Von je 1000 Wochenbeiträgen entfielen auf Lohnklasse				
	I	II	III	IV	V
1914	72	191	257	161	319
1913	77	207	258	165	293

Der Sprung in der 5. Klasse mit 26 ist höher als von 1912 auf 1913, wo er nur 15 betrug. Hieraus Schlüsse für das anhaltende Aufsteigen der Versicherten aus den unteren Lohnklassen in die höheren zu ziehen dürfte wegen der durch den Krieg bedingten andern Zusammensetzung der Lohnarbeiterschaft nicht angängig sein. Wie sehr der Krieg die Beitragseinnahmen der Landesversicherungsanstalten beeinflußt, ergibt die Vergleichung der ersten Vierteljahre von 1914 und 1915. Im Jahr 1914 wurden in den ersten 3 Monaten 64 783 965 Mark und 1915 im gleichen Zeitraum nur 52 718 362 Mark für Beiträge vereinnahmt.

×

Unfallversicherung Zur Durchführung der Unfallversicherung waren im Jahr 1913 117 Berufsgenossenschaften und 561 staatliche und gemeindliche Ausführungsbehörden (als selbständige Versicherungsträger) tätig. Insgesamt waren zwischen 25 und 26 Millionen Arbeiter gegen Unfall versichert. Die Zahl der entschädigungspflichtigen Unfälle ist 1913 gegen das Vorjahr von 137 089 auf 139 633 gestiegen. Von den Unfällen hatten 10 293 den Tod zur Folge. Von Hinterbliebenen Getöteter erhielten 6503 Witwen, 13 699 Kinder und Enkel und 406 Verwandte aufsteigender Linie im Jahr 1913 zum erstenmal Entschädigung. An Entschädigungsbeträgen wurden für 1913 insgesamt 175 350 766 Mark gezahlt, rund 6,5 Millionen Mark mehr als 1912. Die Unfallgefahr ist in den einzelnen Gewerbegruppen sehr verschieden. Am ungünstigsten steht die Fuhrwerksberufsgenossenschaft da, bei der auf 1000 Vollarbeiter 17,37 Unfälle kommen, ihr folgen die Knappschaftsberufsgenossenschaft mit 14,94, die Binnenschiffahrtsberufsgenossenschaft mit 13,95, die Müllereiberufsgenossenschaft mit 13,76 und die Tiefbauberufsgenossenschaft mit 13,07 Unfällen auf je 1000 Vollarbeiter. Bei den anderen Berufsgenossenschaften und Gewerbegruppen beträgt die Zahl der Verunglückten weniger als 10 auf je 1000.

Kriegsschriften Zwei Studien, Krieg und Sozialpolitik von Professor Waldemar Zimmermann /Berlin, Simion/ und Soziale Fürsorge und deutscher Siegeswille von Dr. Paul Kaufmann /Berlin, Vahlen/, schildern die Bedeutung sozialpolitischer Maßnahmen für die Wehrhaftigkeit des Volkes und versuchen den Beweis zu bringen, daß die Hebung der Arbeiterklasse durch die Sozialpolitik ihre Staatsgesinnung und nationale Solidarität gefördert habe. Kaufmann hofft, daß eine der Kriegführung Hindenburgs ebenbürtige Politik den köstlichen Gewinn, die gegenseitige Achtung und Versöhnung zwischen Unternehmern und Arbeitern, den Zusammenklang der Arbeiterseele mit dem Fühlen der ganzen Nation zu bewahren wissen wird. Da die Schrift Kaufmanns die Wiedergabe eines Vortrags ist, so wird ihr Pathos nicht verwundern. Zimmermann setzt sich in einem kurzen Abschnitt treffend und überzeugend mit den Gegnern der Sozialpolitik auseinander, die von ihr sehr

mit Unrecht eine Verweichlichung und eine Demoralisation des deutschen Volkes befürchten.

× **Kurze Chronik** Um einen bessern Überblick über den Arbeitsmarkt zu gewinnen, ist durch Ministerialverordnung für Preußen angeordnet worden, daß alle nicht gewerbsmäßigen Arbeitsnachweise 2mal wöchentlich, möglichst Mittwochs und Samstags, dem reichsstatistischen Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik, die Zahl derjenigen Arbeitsgesuche und offenen Stellen anzuzeigen haben, die bis zum Zeitpunkt der Meldung nicht erledigt werden konnten und voraussichtlich bis zum Erscheinen des Arbeitsmarktanzeigers nicht erledigt werden können. Hierbei ist die Berufsart genau anzugeben. Die Meldekarten mußten erstmalig zum 2. August dieses Jahres eingeschickt werden. Nachweise für kaufmännische, technische und Bureauangestellte, ferner Nachweise, die die von ihnen nicht erledigten Arbeitsgesuche und offenen Stellen regelmäßig dem öffentlichen Arbeitsnachweis am Ort melden, und solche, die im Jahr voraussichtlich weniger als 200 Stellen besetzen, sind hiervon befreit. × Die Zentrale für Jugendfürsorge in Berlin meldet eine bedauerliche Zunahme der Kriminalität der Jugendlichen in Berlin. Im letzten Vierteljahr 1914 wurden dem Berliner Jugendgericht 85 Schüler gegen 32 im Jahr 1913 und 137 junge Leute im Alter von 14 bis 16 Jahren gegen 102 im Vorjahr zugeführt. Abwesenheit beider Elternteile: der Vater ist im Feld, die Mutter auf der Arbeitsstätte, wird als die Ursache dieser betrübenden Erscheinung genannt. × Über die Kindersterblichkeit in England wurden dem Unterhaus folgende Ziffern mitgeteilt: Es starben von Oktober 1911 bis März 1912 48 944 Kinder, in dem gleichen Zeitraum 1914 bis 1915 50 209 Kinder; Ende März starben viele Kinder an einer Massenerkrankung, die erheblich mehr Todesfälle aufwies als gewöhnlich. Die Times suchen die Ursache dafür in dem Mangel an Ärzten und Pflegerinnen, die durch die Behandlung der Verwundeten in Anspruch genommen seien.

Frauenbewegung / Wally Zepler

Politische Betätigung In einer Ausschußsitzung des Deutsch-Evangelischen Frauenbunds, die zu Pfingsten in Hannover

tagte, diskutierte man die Frage »In welcher Form erstrebt der Deutsch-Evangelische Frauenbund eine Vertretung der Frau im Staatsleben?« Es wurde folgende Erklärung angenommen: »Der Ausschuß . . . hält eine Vermehrung des Fraueneinflusses im Staatsleben zum Wohle des Volkes für notwendig und beauftragt den Bundesvorstand zu gegebener Zeit die nötigen Schritte zu tun, um bei der in Aussicht gestellten Neuordnung der öffentlichen Angelegenheiten zu erreichen, daß 1. Frauen zur verantwortlichen Mitarbeit in denjenigen städtischen Ausschüssen herangezogen werden müssen, deren Aufgaben das Frauen- und Kindesleben nahe berühren; 2. die Regierungsbehörden Gutachten von einer Vertretung von Frauen einholen oder ihnen Gelegenheit geben müssen in mündlichen Verhandlungen ihre Wünsche darzulegen, sobald es sich um Frauen- und Kinderangelegenheiten handelt.«

Es ist recht interessant zu beobachten, wie sich auch die ursprünglich konservativsten Frauenverbände allmählich unter dem Zwang des Lebens vorwärtsentwickeln müssen. Die Forderung, daß den Frauen ein Einfluß zunächst auf ihre eigenen und auf Kinderangelegenheiten eingeräumt werden solle, ist eben nur der Anfang zu weiteren Forderungen auf öffentliche Rechte.

Der Nationalverband der englischen Stimmrechtsvereine hielt am 25. Juni eine außerordentliche Tagung ab. Es handelte sich um die Entscheidung von Differenzen, die in der Bewegung ausgebrochen waren. Die Mehrheit billigte den von der Vorsitzenden Frau Fawcett vertretenen Standpunkt, daß der Nationalverband nicht im Sinn einer Demokratisierung der allgemeinen Politik und im Sinn der Friedensbewegung wirken sollte. Eine starke Minorität schied infolge dieses Beschlusses aus dem Vorstand aus. Ferner wurde die Regierung in einer Resolution aufgefordert die Dienste der Frauenstimmrechtsvereine stärker als bisher für die Organisierung der Kriegsarbeit in Anspruch zu nehmen.

Wahlrecht Die Frauenstimmrechts- sache hat einen großen Erfolg zu verzeichnen: Den dänischen Frauen ist das volle politische Stimmrecht zugesprochen worden. Eine ausgesprochene Frauenstimmrechtsbewegung begann in Dänemark erst seit dem Jahr 1907. Sehr bald wuchs sie so an, daß den Frauen das kommunale

Wahlrecht gegeben wurde. Heute existieren 50 bis 60 Stimmrechtsvereine mit 12 000 bis 15 000 Mitgliedern. Diese rasche Entwicklung kann wohl auf die allgemeine politische Interessiertheit und Aufklärung des dänischen Volks zurückgeführt werden. 4 europäische Länder haben nunmehr volle politische Gleichberechtigung der Frauen.

Der frühere Kolonialstaatssekretär Dr. Dernburg soll in einer Versammlung des Deutsch-Amerikanischen Frauenkomitees in New York gesagt haben, die deutsche Frau sei berufen nach dem Krieg eine große politische Rolle zu spielen, und sie werde wahrscheinlich das Stimmrecht erhalten. Das Vaterland dürfe die großen Verdienste, die sie sich während des Krieges für das allgemeine Wohl erworben habe, nicht unbelohnt lassen; die Belohnung müsse in der politischen Gleichberechtigung bestehen. Er könne bestimmt voraussagen, daß das Frauenstimmrecht in Deutschland bald kommen werde. Sollte Dernburg sich wirklich so geäußert haben und seine Rede mehr als eine Freundlichkeit gegen die stimmrechtsbegeisterten amerikanischen Frauen bedeuten, so könnten wir die Nachricht nur mit ebenso viel Freude wie Überraschung aufnehmen; das wäre in der Tat eine rapide Entwicklung, wie man sie wohl kaum erwarten durfte.

Hinterbliebenenfürsorge Am 16. und 17. März tagte in Berlin eine vom Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit vorbereitete Konferenz für die Hinterbliebenenfürsorge, auf der die Generalkommission der Gewerkschaften, die meisten Zentralverbände, alle bedeutenden Frauenorganisationen, die Gesellschaft für soziale Reform usw. vertreten waren. Es sollten Richtlinien für eine künftige soziale Fürsorge für Kriegerwitwen und -waisen aufgestellt und die Stellungnahme der verschiedenen Kreise und Parteien zu der für die nächste Zukunft sehr wichtigen Frage geklärt werden. Wie derartige Massenveranstaltungen gewöhnlich, zeitigte die Konferenz keine besonderen Resultate. Sämtliche Redner gaben die selbstverständliche Erklärung ab, daß für das materielle und seelische Wohlergehen der Kriegerwitwen und -waisen alles nur irgend Mögliche geschehen müsse. Da die Hinterbliebenenrente nicht ausreicht den Familien einen ihrer früheren Lebenslage entsprechenden Unterhalt zu sichern, wird in fast sämtlichen Fällen die Witwe selbst einen Teil des Unter-

halts aufzubringen haben. Die Schwierigkeiten für eine Erwerbsarbeit der Witwen liegen aber nahe. Für die nicht kinderlosen Frauen verbietet sich eine außerhäusliche Berufstätigkeit, solange nicht für die Beaufsichtigung, Pflege und Erziehung der Kinder anderweitig in ausreichender Weise gesorgt ist. Der Mangel an Ausbildung für irgendeine Berufsarbeit, die Konkurrenz jüngerer und geübter Kräfte werden in den meisten Fällen ebenfalls schwer empfunden werden. Die Frauen, die bis dahin gewohnt waren in allen schwierigen Fragen den Mann als Berater und Helfer zur Seite zu haben, sehen sich plötzlich auf ihre eigene Kraft angewiesen; sie werden oft dem Leben ganz hilflos gegenüberstehen. In den Forderungen, die sich aus alledem ergeben, wichen die Redner trotz ihren sehr verschiedenen sozialen und geistigen Anschauungen nicht erheblich von einander ab. Die Notwendigkeit einer Berufsberatung wurde von allen Seiten anerkannt; Frau Levy-Rathenau forderte zu diesem Zweck die Gründung eines Reichsberufssenats mit lokalen Beratungsstellen. Es wurde betont, daß, um die Kinder vor Vernachlässigung zu behüten, die Gemeinden Krippen, Horte, Jugendheime einrichten müßten; den Frauen müsse Gelegenheit zu genügender unentgeltlicher Berufsausbildung gegeben werden. Für die Frauen auf dem Lande forderte der Geschäftsführer der ostpreußischen Landwirtschaftskammer, Hoffmeister, ebenfalls Ausbildung in Landwirtschaftsschulen, Wanderkurse, Beratung durch Landpflegerinnen. Gertrud Hanna als Vertreterin des Arbeiterinnensekretariats wies auf die Notwendigkeit einer reichsgesetzlichen Regelung der Arbeitsvermittlung hin, da unter den jetzigen Verhältnissen keinerlei Übersicht über den Arbeitsmarkt bestehe. Sie forderte zur Arbeitsausbildung Lehrwerkstätten unter paritätischer Leitung und städtischer Verwaltung.

Da man sich von allen Seiten gegen gesellschaftliche Erziehung aussprach, wurde auch die Gewährung von Zusatzrenten für Frauen mit mehreren schulpflichtigen Kindern, also die materielle Wertung der Mutterschaft als eines anderen gleichwertigen Berufs angeregt. Im übrigen wurde allgemein die Notwendigkeit der Berufsausübung auch der verheirateten Frauen zugegeben; das eiserne Muß erzieht auch hier am sichersten zu fortschrittlicher Gesinnung. Ein von der Konferenz eingesetzter Arbeitsausschuß

soll die weitere Vorbereitungsarbeit für die Organisation der Hinterbliebenenfürsorge übernehmen.

× **Kurze Chronik** Auf Anregung des Hauptvorstands des Metallarbeiterverbands beauftragte die vom 5. bis zum 7. Juli in Berlin abgehaltene Konferenz von Vorstandsvertretern der Zentralverbände die Generalkommission der Gewerkschaften baldmöglichst ein gewerkschaftliches Frauenblatt herauszugeben. Der Beschluß wurde damit begründet, daß die Haltung der Gleichheit nicht genügende Rücksicht auf die gewerkschaftlichen Interessen nehme und den gewerkschaftlichen Fachblättern nicht genug Raum für die Behandlung spezifischer Frauenangelegenheiten zur Verfügung stehe. × In Frankfurt am Main tagte im Juni ein Kriegsfrauentag des Katholischen Frauenbunds, auf dem die Ernährungsfrage, die Fürsorge für Kriegswitwen und Kriegswaisen und die weibliche Jugendpflege besprochen wurden. × Eine Vorkämpferin der Antialkoholbewegung und der Frauenbewegung, Ottilie Hoffmann, feierte am 14. Juli ihren 80. Geburtstag. Sie war Mitbegründerin des Bundes deutscher Frauenvereine und gehörte seinem Vorstand 8 Jahre an. Durch Lady Carlisle, in deren Haus sie als Erzieherin der Töchter kam, wurde sie der Abstinenzbewegung gewonnen, der sie dann ihr Leben widmete. Sie gründete 1900 in Bremen den Deutschen Bund abstinenter Frauen.

× **Literatur** Als 21. Ergänzungsheft zur Neuen Zeit / Stuttgart, Dietz/ hat Luise

Zietz eine Studie Die sozialdemokratischen Frauen und der Krieg erscheinen lassen, in der sie die Tätigkeit der Genossinnen während der Kriegszeit, sowohl in den Wohlfahrtsorganisationen und in der kommunalen Hilfsarbeit wie im Parteileben, bespricht. Sie gibt eine recht interessante Zusammenstellung der Beteiligung der Sozialdemokratinnen an der Kriegshilfe aus dem ganzen Reich, aus der hervorgeht, daß in der weitaus größten Zahl der in Betracht kommenden Orte und Bezirke (auf dem Land und in den kleinen Städten bestand natürlich meist keine besondere Kriegsorganisation) die Genossinnen dem Berliner Beispiel folgten und gemeinsam mit den Bürgerlichen arbeiteten. Genossin Zietz vertritt natürlich selbst den Standpunkt der Zusammenarbeit

in diesem Fall, der von *ultraradikaler* Seite bekämpft worden ist (siehe den Artikel Poetzsch', in diesem Band, pag. 593 ff., in dem die Gegenausführungen der Genossin Käte Duncker beleuchtet werden). In Einzelkapiteln erörtert die Verfasserin die sozialpolitischen Maßnahmen der Kriegszeit, die Parteilarbeit der Frauen, ihre Versuche zu internationaler Verständigung, also vor allem die Friedenskundgebungen. Wird auch nicht jede Sozialdemokratin in allen Nuancen ihre Auffassung teilen, so enthält doch die Abhandlung nichts, was nicht der Parteipolitik der Kriegszeit entspräche, und wir haben alle Ursache uns der verständigen Weiterbildung der Anschauungen in so manchem Punkt zu freuen, die auch in diesen Ausführungen ihren Ausdruck findet. Die Schrift wird den in der Agitation tätigen Genossinnen recht gute Dienste leisten können. X Ein Büchlein, betitelt Mütterlichkeit, von Anton Heinen /München-Gladbach, Volksvereinsverlag/ will das Problem lösen, wie die Erziehung des Mädchens seiner eigentlichen Aufgabe Mutter zu sein am besten Rechnung tragen kann. Es ist mit der Geschicklichkeit und Mäßigung geschrieben, die man fast typisch für die Veröffentlichungen aus München-Gladbach nennen könnte. Es will natürlich in katholisch religiösem Sinn wirken, hält sich aber von jeder Intoleranz gegenüber moderneren Anschauungen frei und mag deshalb wohl auch viele von denen für seine Theorien gewinnen, die durch starre Prinzipien nie zu gewinnen wären. Da der Verfasser die Mütterlichkeit für das Wesenszentrum der Frau hält, scheint es ihm notwendig vom frühesten Alter an auf die vollkommene Entwicklung der mütterlichen Fähigkeiten hinzuwirken. Vieles von dem, was er über das Wesen des Weiblich-Mütterlichen sagt, ist sicherlich zutreffend. Ebenso kann man ihm zustimmen, wenn er Willensbildung und strenge Pflichterfüllung wieder zur Grundlage der Erziehung machen will. Die rationalistische Weltanschauung, den Mangel eines sittlichen Ideals macht er für die Veräußerlichung der letzten Generationen verantwortlich. »Wenn . . . dem angesammelten Wissen die ethische Idee, der *kategorische Imperativ*, fehlt, so ist der Träger leicht in Gefahr das Wissen zu überschätzen und zum Leben, zu seiner Berufsarbeit nicht das richtige Verhältnis zu finden. . . Ohne eine große Idee aber kann die Schule auf die Dauer nicht arbeiten; sie

würde eine Quelle des Radikalismus, der Lebensverdrossenheit für Lehrer und Schüler werden.« Der Verfasser wird, wie gesagt, nie eigentlich reaktionär; überall will er »den Stimmungen des modernen Menschen Rechnung tragen«, die für ihn selbst höchsten Lebensziele mit dessen Bedürfnissen und Wünschen in Einklang setzen. So sagt er über den Sexualtrieb: »Christliche Lebensauffassung ist: die Triebkräfte nicht bekämpfen und ausrotten sondern sie der Freiheit und der Teleologie der Lebens- und Weltordnung ein- und unterordnen. . . und es wäre verkehrt den gewaltigsten, folgenschwersten, für Mensch und Menschheit bedeutungsvollsten Naturtrieb bloß negativ, bekämpfend erzieherisch behandeln zu wollen.« Er will auch die Frauenbewegung nicht hemmen; in der kommunalen Arbeit, ja selbst in der Gesetzgebung hat nach ihm die Frau eine »hochwichtige Aufgabe«; nur soll eben überall die Andersartigkeit des weiblichen Geschlechts, seine »Mütterlichkeit« Berücksichtigung finden. In einer starken Ausbildung der weiblichen Jugendpflege sieht der Autor eines der wertvollsten Mittel der Mädchenerziehung. Es ist selbstverständlich, daß er sich gegen Koedukation wie gegen eine Mädchenschule ablehnt, die völlig der Knabenschule nachgebildet ist. X In seiner Schrift Frauenfrage und Menschenökonomie /Wien, Suschitzky/ tritt Rudolf Goldscheid für eine Menschenökonomie ein, die durch gesellschaftlichen Schutz den zu einem seltenen Gut werdenden Einzelnen, besonders die Frau als Gebärerin des Geschlechts, zu erhalten und höherzuentwickeln sucht. Dazu gehöre es aber in erster Linie ihr alle sozialen und politischen Freiheiten zu gewähren, sie nicht von der Berufsausübung zurückzuhalten, die zu ihrer vollen Entfaltung absolut notwendig sei; sie müsse nur durch Mutter- und Kinderschutz vor physischer Überlastung gesichert werden. Die Frage, ob auch in den höheren Berufen die Frau geniale oder den männlichen gleichwertige Leistungen vollbringe, sei zunächst gleichgültig; es handle sich nur darum, ob sie befähigt sei überhaupt kulturell Wertvolles zu schaffen. Die Entwicklung zur Geburtenbeschränkung selbst erscheint Goldscheid nicht verhängnisvoll. Wie man in der Landwirtschaft vom extensiven zum intensiven Betrieb fortschreite, so auch in der Menschenganzheit. Die Qualität trete an Stelle der Quantität. Die geringere Inanspruch-

nahme der Frau durch Geburten erleichtere ihr auch die Vereinigung von Mutterschaft und Beruf. »Angesichts der internationalen wirtschaftlichen Konkurrenz . . . können wir uns den Luxus einer nur der Familie lebenden Frau noch nicht leisten. Auch die seelische Konstruktion des Mannes wie die Struktur unserer Gesellschaftsverhältnisse ist noch nicht so weit verfeinert, daß er geneigt wäre der Frau aus eigenem Entschluß eine wahrhaft freie Stellung zu gewähren, die sie sich nicht selbst erarbeitet hat. Es wird gewiß eine große Leistung sein, wenn wir die Frau wieder dem Hause werden zurückgeben können, aber der Weg dahin führt über ihre politische und bürgerliche Gleichberechtigung.« Also im großen und ganzen: Rückkehr zum ewig alten Ideal der Mutter und Hausfrau, nur auf dem Umweg über Stimmrecht und soziale Rechte. Die Frage, wer da richtig sieht: der Verfasser und seine Parteigänger oder die entgegengesetzt Denkenden, wird schwerlich durch Argumente, wohl aber durch die soziale und Kulturentwicklung gelöst werden.

WISSENSCHAFT

Exakte Naturwissenschaften / Bruno Borchart

Planetennomalieen - Nach Leverriers genialer Berechnung des Neptun aus den Anomalieen der Uranusbewegung, zu deren Erklärung er nach Bessels und Flemmings Vorgang einen noch unbekanntem, jenseits der Uranusbahn befindlichen großen Planeten annahm, galt das Newtonsche Gravitationsgesetz ganz allgemein als streng bewiesen. Über seiner glänzenden Bewährung vergaß oder übersah man völlig die Schwierigkeiten, die in der Annahme einer momentan wirkenden Fernkraft für unser Vorstellungsvermögen liegen, und die heute, in der Zeit des immer mehr zur Geltung kommenden Relativitätsprinzips, der Fernkraft, die sich mit dem Relativitätsprinzip nicht verträgt, unter den Physikern fast alle Anhänger geraubt haben. Aber auch bei den Astronomen haben gerade die Berechnungen und Untersuchungen Leverriers, die das Gravitationsgesetz so sehr zu stützen schienen, ihm wieder andererseits den Boden etwas entzogen, indem durch die sorgfältigen Arbeiten Leverriers weitere, wenn auch recht geringe Anomalieen in der Bewegung der großen Planeten deutlich hervortraten. Die bedeutendsten dieser Anomalieen sind die Perihel-

bewegung des Merkur, die 40 Sekunden in 100 Jahren mehr beträgt als bei strenger Geltung des Gravitationsgesetzes und Berücksichtigung aller bekannten Massen des Planetensystems herauskommt (640" statt 600"), dann eine etwas kleinere Abweichung der Perihelbewegung des Mars und der Knotenbewegung der Venus.

Nach der erfolgreichen Leverrierschen Neptunberechnung /1845/ lag es nahe den gleichen Weg auch zur Erklärung der Anomalieen bei Merkur, Venus und Mars zu beschreiten und sie einem noch unbekanntem intramerkuriellen Planeten zuzuschreiben, dem man auch bereits einen Namen gab, Vulkan. Aber alles Suchen nach einer solchen Masse, die sich doch bei totalen Sonnenfinsternissen dem Auge hätte verraten müssen, blieb erfolglos, und nachdem Newcomb vor 20 Jahren /1895/ durch umfassende Untersuchungen gezeigt hatte, daß die Annahme eines solchen Planeten in höchstem Maß unwahrscheinlich ist, ist es von dem intramerkuriellen Planeten stillgeworden.

Eine andere Hypothese zur Erklärung der Anomalieen der Planetenbewegungen war eine Abflachung der Sonne anzunehmen. Doch erwarb diese Annahme keine Anhänger, da sie in der täglich beobachteten Gestalt der Sonne gar keine Stütze fand. Schließlich glaubte man die Form des Gravitationsgesetzes etwas ändern zu können, indem man dem Exponenten 2 noch einen sehr kleinen Zusatz gab, durch den die Anomalie des Merkur beseitigt werden konnte. Es ist aber klar, daß nunmehr auch die Bewegungen aller anderen Körper des Systems nach diesem korrigierten Gravitationsgesetz verbessert werden mußten, und da ergaben sich bereits bei der Mondbewegung so starke neue Anomalieen, daß man alsbald von dieser Art der Verbesserung des Gravitationsgesetzes absah.

Seeliger griff daher vor 10 Jahren den Gedanken einer innerhalb der Merkurbahn wirkenden Masse wieder auf, jedoch in einer ganz andern Form, indem er das Zodiakallicht als die gesuchte Masse betrachtete. Das Zodiakallicht wird ziemlich allgemein für einen Ring kosmischen Staubes gehalten, der die Sonne in recht weiter Erstreckung, auf der einen Seite innerhalb der Merkurbahn, auf der andern Seite bis an die Marsbahn, umgibt. Seeliger versuchte nun über die Dichteverteilung in dieser Masse spezielle Annahmen zu machen, so daß durch ihren Einfluß die 3 haupt-

sächlichsten Anomalieen, die der Merkur-, Venus- und Marsbewegung erklärt werden konnten. Seit dieser Arbeit /1906/, deren Resultate ziemlich allgemein angenommen wurden, war die Frage der Erklärung dieser Anomalieen fast völlig verstummt. Sie wird jetzt aber von Erwin Freundlich wieder aufgenommen, der in den Astronomischen Nachrichten die Annahmen Seeligers einer scharfen Kritik unterzieht. Seeliger hatte keinen stetigen Dichteabfall in der Staubwolke des Zodiaklichts angenommen, sondern stellt sie sich als aus mehreren in einander geschachtelten Rotationsellipsoiden bestehend vor, deren jedes konstante Dichte hat. Freundlich tadelt es nun als eine Willkür, daß im Grunde lediglich 2 von diesen Ellipsoiden in Rechnung gezogen werden, eines, das innerhalb der Merkurbahn liegt, und eines, das bis an die Marsbahn reicht. Aber über diese Willkür hinaus ergibt sich, daß das intramerkuriale Ellipsoid etwa 10 000mal dichter sein muß als das andere, und da der Einfluß der übrigen Ellipsoide, sowohl der intra- wie der extramerkurialen, völlig verschwindet, so folgt, daß eine derartige Verdichtung an einem bestimmten der Zodiakal-ellipsoide eintreten muß. Die Annahme einer derartigen ungemein starken plötzlichen Dichtigkeitsänderung erscheint Freundlich aber nur dann als zulässig, wenn sie sich auf ganz bestimmte Beobachtungen stützt, was keineswegs der Fall ist, oder wenn ihre Möglichkeit theoretisch aus unseren Kenntnissen über den Dichtigkeitsverlauf in sehr fein verteilter Materie abgeleitet wird, was bei Seeliger ebenfalls nicht geschieht. Freundlich kommt daher zu dem Schluß, daß die Annahmen Seeligers weder formell noch physikalisch aufrechterhalten werden können, und daß daher die Frage der Anomalieen des Planetensystems noch genau auf dem Standpunkt steht, wo sie nach den Berechnungen Newcombs vor 20 Jahren gestanden hat.

× Meteorologie und Krieg ×
Auf die vielfältigen Beziehungen, die zwischen Krieg und Witterung bestehen, hat, wie in dieser Rundschau (1915, 1. Band, pag. 506) bereits kurz erwähnt, Professor O. Baschin in einer Reihe von Aufsätzen aufmerksam gemacht. Es gibt ja in der Tat nicht einen einzigen meteorologischen Faktor, der nicht zuweilen von einschneidendstem Einfluß auf die Art der Kriegführung und auf

ihre Erfolge gewesen ist. Wir brauchen ja nur an den Untergang der Napoleonischen Armee in Rußland zu denken, um diese Einwirkung klar vor Augen zu haben. Zwar ist dieser Untergang nicht sowohl unmittelbar durch die Kälte wie vielmehr durch den Hunger herbeigeführt worden. Das Versagen der Verpflegung stand aber in einem sehr engen Zusammenhang mit der grausamen Kälte des Winters von 1812. Bei den gegenwärtigen Millionenheeren ist eine geordnete Verpflegung fast noch wichtiger als in früheren Kriegen, da es völlig ausgeschlossen erscheint, daß diese Riesenheere irgendwie aus den Landgebieten, die sie gerade besetzt halten, ausreichend ernährt werden könnten. Wie sehr aber das gesamte Transport- und Verpflegungswesen durch die verschiedenen Witterungselemente beeinflusst wird, liegt auf der Hand. Übrigens übt die Temperatur, sowohl sehr hohe wie sehr niedrige, auch einen direkten lähmenden Einfluß auf die Soldaten aus, wie die Kriegsgeschichte der vergangenen Zeiten in sehr vielen Fällen beweist. Es kommt aber keineswegs nur auf die Lufttemperatur an sondern auch auf die Nebenumstände, auf die Feuchtigkeit und vor allem auf die Bewegung der Luft. Direkte sowohl wie reflektierte Sonnenstrahlung wird bei bewegter Luft bedeutend leichter ertragen als bei unbewegter, dagegen wird bei Windstille hohe Kälte bedeutend weniger empfunden, als selbst viel geringere Kälte bei Nebel, Regen und Sturm. Im modernen Stellungskrieg mit seinem oft tagelang nicht unterbrochenen Aufenthalt in tiefen Gräben und unter der Erde spielt auch die Temperatur der oberen Bodenschichten eine erhebliche Rolle, sowohl für den Wärmehaushalt des Körpers als auch für die Möglichkeit der schnellen Herstellung der Schützengräben.

Von besonderer Wichtigkeit ist im Seekrieg eine Rücksichtnahme auf die meteorologischen Verhältnisse. Das Gegenstück zur Vernichtung der Napoleonischen Armee von 1812 ist im Seekrieg die durch Sturm herbeigeführte Vernichtung der spanischen Armada im Jahr 1588. Auf die Bedeutung des Nebels braucht nicht erst besonders hingewiesen zu werden. Auch die Beleuchtungsverhältnisse spielen eine sehr wesentliche Rolle. So wurde bei dem glänzenden Seesieg des deutschen Geschwaders unter dem Grafen von Spee am 1. November 1914 an der chilenischen

Küste nach englischen Berichten der Untergang der großen englischen Panzerkreuzer dadurch verursacht, daß sie sich in scharfer Silhouette gegen den hellen abendlichen Westhimmel deutlich abhoben, während die deutschen Schiffe an dem verdunkelten Osthorizont nur schwer erkennbar waren.

Aber über solchen Einfluß hinaus, den die meteorologischen Elemente auf die Kriegführung ausüben, hat die Meteorologie noch eine viel engere Beziehung zum Krieg, weil sie von ihm recht eigentlich und nachweislich den Anstoß empfangen hat zu einer wirklichen Wissenschaft ausgebildet zu werden. Am 14. November 1854 vernichtete ein furchtbarer Sturm ein großes französisches Linienschiff vor Sebastopol und zerstörte das Lager von Balaclava, in dem sich die hauptsächlichsten Magazine der Engländer und Franzosen für die Belagerung der großen russischen Festung befanden. Die Katastrophe wäre vermeidbar gewesen, wenn das Herannahen des plötzlich einsetzenden Sturms bekannt gewesen wäre. Dieses Ereignis gab daher für die vereinigte Flotte der verbündeten Engländer, Franzosen und Türken den Anstoß zur Einrichtung und Weiterentwicklung der Wettertelegraphie, die das Material zum Ausbau der Meteorologie zu einer wirklichen Naturwissenschaft lieferte. Dieser Ausbau ist allerdings nur auf internationaler Basis möglich gewesen, denn Wind und Wetter respektieren keine willkürlichen Landesgrenzen, und die Gestaltung der Wetterlage in einem Land hängt von der in allen benachbarten Ländern ab, wo sie wiederum von noch weiter her beeinflußt wird, so daß die Voraussage der morgigen Witterungslage nur durch die rasche Übermittlung der augenblicklichen aus einer großen Reihe von Stationen, die über alle Länder verteilt sind, möglich wird. Gerade dieses notwendige internationale Zusammenwirken hat aber durch den Krieg einen argen Stoß erlitten; nicht einmal von den neutralen, geschweige von den kriegführenden Ländern konnte die regelmäßige telegraphische Übermittlung der Witterungsberichte erlangt werden. Dabei ist die Bedeutung, die die wissenschaftliche Meteorologie für den Krieg hat, heutzutage noch wesentlich vergrößert worden, denn zu dem Land- und Seekrieg der früheren Zeiten ist der Luftkrieg getreten. Nach der überaus raschen und glänzenden Entwicklung, die die Luftschiffahrt und das Flugwesen in den letzten 10 Jahren

erfahren haben, spielen die Militärluftschiffe und Militärflieger heute schon eine ungemein wichtige Rolle, die sich in Zukunft noch verstärken wird. Dadurch werden aber auch die Beziehungen zwischen Kriegführung und wissenschaftlicher Meteorologie bedeutend enger, denn die kurzfristigen, auf der Kenntnis der allgemeinen Wetterlage und ihrer dauernden Überwachung beruhenden Wetterprognosen gewinnen nun erhöhte Bedeutung.

Man kann daher wohl annehmen, daß eine weitere Ausgestaltung des Prognosedienstes sowie eine intensivere Erforschung bestimmter Wetterlagen als unmittelbare Folge des Krieges eintreten werden. In welcher Weise das Eingehen des erforderlichen meteorologischen Beobachtungsmaterials dann in erhöhtem Maß als diesmal wird sichergestellt werden können, läßt sich heute noch gar nicht voraussehen. Aber starke Anregungen nach weiterem Ausbau liefert der Krieg für die Meteorologie ganz sicherlich, so verheerend er auch im übrigen auf das internationale Zusammenwirken der Wissenschaft gewirkt hat.

× **Lichtemission im elektrischen Feld** ×
 In der Zeitschrift Die Naturwissenschaften berichtet Johannes Stark über eine Beobachtung am Spektrum des Lithium in einem starken elektrischen Feld, die mit der Auffassung der Atome als elektrischer Dipole recht gut übereinstimmt. In dem Spektrum kommt 1 Hauptserie sowie 3 Nebenserien vor. Während bei der Hauptserie und den ersten beiden Nebenserien die parallel zum elektrischen Feld schwingende Komponente nicht merklich intensiver ist als die senkrechte, werden die Linien der 3. Nebenserie durch das elektrische Feld nach längeren Wellen verschoben, und dabei ist die parallele Komponente viel intensiver als die senkrechte. Es handelt sich also hier um gradlinig polarisiertes Licht, dessen Intensität übrigens im Verhältnis zu der der 3 anderen Serien, die durch das elektrische Feld nicht merklich geändert werden, in erstaunlichem Maß von der Feldstärke abhängt. Für kleinere Werte der Feldstärke ist sie so gering, daß die 3. Nebenserie erst für Belichtungszeiten sichtbar wird, für die sogar die 2. Nebenserie bereits überlichtet ist. Für große Feldstärken ist dagegen die 3. Nebenserie viel intensiver als die 2. Die Polarisation dieser Serienlinien läßt nun den Schluß zu, daß die Atome

Dipole sind, die eine elektrische Hauptachse besitzen, und daß in den ange-nähert parallel gestellten Atomen ge-wisse Elektronen nur für Schwingungen parallel einer ausgezeichneten Atom-achse, eben der elektrischen Hauptachse, Licht emittieren, das dem Beobachter als gradlinig polarisiert erscheinen muß. Die Mitteilung Starks ist nur eine vor-läufige, seine Beobachtungen und Unter-suchungen über diesen Punkt werden fortgesetzt.

× **Kurze Chronik** Die Redaktion der Physi-kalischen Zeitschrift ver-suchte, durch eine Umfrage bei den Direktoren der physikalischen Institute an den deutschen und öster-reichischen Universitäten und techni-schen Hochschulen, die Beteiligung der Physiker am Krieg festzustellen. Die so erhaltene, naturgemäß unvollständige Aufzählung bringt die Namen von 124 Physikern, von denen 6 bereits gefallen waren. × Professor Eduard Riecke starb am 11. Juni in Göttingen, wo er 45 Jahre gewirkt hat, nach nur 2tägiger Krankheit kurz vor Vollendung des 70. Lebensjahrs. Seine hauptsächlichsten Arbeiten bewegten sich auf dem Gebiet des Magnetismus und der Elektrizitäts-lehre. Von ihm rührt auch der erste Versuch einer wirklich durchgeführten kinetischen Theorie der Wärme- und Elektrizitätsleitung in Metallen her /1898/. × In der Gesamtsitzung der Berliner Akademie der Wissenschaften am 8. Juli legte Professor Planck (Ber-lin) eine Abhandlung über Quanten-wirkungen in der Elektrodynamik vor, in der von neuem gezeigt wird, daß die Gesetze der klassischen Elektro-dynamik mit Notwendigkeit zum Ray-leighschen Strahlungsgesetz führen (über die Plancksche Quantentheorie siehe diese Rundschau, 1912, 2. Band, pag. 943). × An der Universität Baltimore ist Dr. Grete Egerer zum außer-ordentlichen Professor der Chemie ernannt worden.

× **Literatur** Die grundlegenden Gedan-ken der Relativitätstheorie werden in dem Büchlein von Hans Witte Raum und Zeit im Lichte der neuern Physik /Braun-schweig, Vieweg/ in einer Form vor-getragen, die es auch dem nicht mathe-matisch gebildeten Leser ermöglicht die Probleme, um die es sich handelt, und ihre Lösung zu verstehen. Wir haben hier eine gemeinverständliche Darstel-lung im besten Sinn des Worts vor uns.

× Die von Max Iklé besorgte Über-setzung des bereits 1913 englisch ver-öffentlichten Werks Die Lichtelektrizi-tät von A. L. Hughes /Leipzig, J. A. Barth/ hätte an Wert noch ge-wonnen, wenn in Ergänzungen auch das auf dem behandelten Gebiet seither Ge-leistete berücksichtigt worden wäre. × Das Geologische Wanderbuch von Karl Volk /Leipzig, Teubner/, dessen 2. Teil vor kurzem erschien, ist klar und anregend geschrieben und bietet eine gute Einführung in die Geologie. In methodischer Folge wird der Leser auf den verschiedenen Wanderungen auch auf allgemeine Fragen der Ge-steinbildung und Versteinerungskunde hingewiesen. × In der Teubnerschen Sammlung Aus Natur und Geisteswelt kam J. Scheiners Bändchen Der Bau des Weltalls in 4. Auflage heraus. Bei der Darstellung der Anschau-ungen über die Sonne vermisste ich in dem gut geschriebenen Büch-lein einen Hinweis auf die Schmidt-Juliusche Sonnentheorie, durch die viele Gebilde auf der Sonne als rein op-tische Phänomene aufgefaßt werden. Diese Theorie ist bereits so weit aus-und durchgearbeitet, daß sie auch in populären Darstellungen nicht mehr übergangen werden sollte, wenn sie auch in astronomischen Kreisen noch auf starken Widerstand stößt. × Die Neu-herausgabe der Chemischen Briefe des großen Justus von Liebig aus dem 5. und 6. Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts (in der Sammlung Wissen-schaftliche Volksbücher /Hamburg, Jans-sen/), worin dieser Geistesheros sich über die Beziehungen der Chemie zur frühern Alchemie und zu den verwand-ten Wissenschaften und über ihre An-wendung für die Landwirtschaft verbrei-tet, ist, wie jede leichte Zugänglich-machung derartiger Originalwerke, mit Freude zu begrüßen. × Zur Feier des 70. Geburtstags des Professors Assmann, des Begründers der wissenschaftlichen Luftschiffahrt (siehe diese Rundschau, 1915, 1. Band, pag. 508), ist eine Richard Assmann-Zeitschrift in Form eines Jubiläumshefts der Mo-natsschrift Das Wetter im Verlag von Otto Salle in Berlin herausgegeben wor-den. × Ziemlich gleichzeitig feierten Julius Elster und Hans Geitel, durch deren gemeinsame Arbeit die Erfor-schung der elektrischen Eigenschaften der Gase und speziell der Atmosphäre so überaus fruchtbar gefördert worden ist, ihren 60. Geburtstag, Elster am 24. Dezember 1914, Geitel am 16. Juli 1915.

Hierzu wurde auf Anregung der Deutschen Physikalischen Gesellschaft eine besondere Elster und Geitel-Festschrift im Verlag von Vieweg & Sohn in Braunschweig herausgegeben.

Psychologie / Otto Bobertag

Kind und Krieg Wie in dieser Rundschau (1915, 1. Band, pag. 49)

bereits angezeigt wurde,

hat die Berliner Zentralstelle für Erziehung und Unterricht eine Ausstellung Schule und Krieg veranstaltet. Diese Ausstellung, die im April eröffnet wurde, enthält ein sehr umfangreiches Material, das natürlich in erster Linie pädagogischen und didaktischen Zwecken dient. Aber auch für den Psychologen bietet es viel Interessantes. Besteht es doch zum größten Teil aus freien Schöpfungen der Kinder, hauptsächlich zeichnerischen und literarischen Schöpfungen. Solche spontanen Äußerungen sind bei dem starken Einfluß, den sonst die Schule auf die Geistestätigkeit des heranwachsenden Menschen ausübt, für die Erkenntnis seines wahren (möglichst unbeeinflussten) Wesens stets von großem Wert. Und außerdem ist der Krieg eine Gelegenheit das Kind zu freier Äußerung seiner Gedanken und Gefühle anzuregen, wie sie wohl sonst kaum jemals gegeben ist; wobei es natürlich ganz gleichgültig ist, ob jene Gedanken richtig oder falsch, jene Gefühle zu billigen oder zu tadeln sind.

Insbesondere sind es 2 Abteilungen der Ausstellung, die eine lohnende psychologische Ausbeute enthalten, da in ihnen das Material vom psychologischen Gesichtspunkt aus geordnet und verarbeitet ist. Würde auch der übrige Bestand der Ausstellung an zeichnerischen und literarischen Produkten Jugendlicher einer solchen Verarbeitung unterworfen, so würde dies voraussichtlich zu ganz analogen Ergebnissen führen. Ich begnüge mich daher hier mit einer kurzen Besprechung jener beiden Abteilungen: der Breslauer Sammlung Kindliches Seelenleben und Krieg und der Budapester Sammlung zur Umfrage über die Auffassung des Kindes vom Krieg.

Die Breslauer Sammlung enthält Zeichnungen, Aufsätze, Gedichte und Berichte (über das psychische Verhalten von Kindern zum Krieg). Was zunächst die Zeichnungen betrifft, so zeigen die Leistungen der Kinder bis etwa zum 10. Lebensjahr zweierlei. Einmal das Vorherrschende des Schemas in der Dar-

stellung, das heißt es werden nicht die wirklichen optischen Eindrücke wiedergegeben, die der Mensch von den Dingen erhält, sondern das von den Dingen begrifflich Gewußte wird analysierend aufs Papier gebracht, das Schema ist die Übersetzung des Begriffs ins Graphische. Erst später befreit sich das Zeichnen vom Wissen. Die Dinge werden erscheinungs- und formgemäß dargestellt, sie stehen in einem perspektivisch gesehenen Raum, und in die menschlichen Gestalten kommt Bewegung und Leben. Ferner ist in den Zeichnungen der jüngeren Kinder eine Verschiedenheit der Geschlechter noch nicht zu bemerken. Eine solche tritt aber nach dem 10. Lebensjahr zunehmend deutlicher hervor. Der 12. bis 14jährige Knabe betätigt sich bei Spiel und Arbeit innerhalb und außerhalb der Schule in ganz anderer Weise als das gleichaltrige Mädchen; seine Interessen, seine Liebhabereien und Ideale liegen in ganz anderer Richtung. Wenn er daher den Krieg zeichnerisch behandelt, so wird er dasjenige wählen, was ihn in den Berichten darüber und in dem während des Krieges in der Heimat selbst Miterlebten besonders angesprochen hat, was den in seiner Natur liegenden Trieben und Anlagen am meisten entgegengekommen ist. Daher schildert der Knabe vorzugsweise den Kampf selbst, und zwar weniger das entsagungsvolle Ausharren im Stellungskrieg als das stürmische Draufgängerum des Nahkampfes, bei dem möglichst viel Blut fließt. Sodann ist für das männliche Geschlecht das Interesse am Technischen und Konstruktiven bezeichnend, das öfter zu überraschend gut gelungenen Darstellungen von Werkzeugen des Kampfes führt; die Wiedergabe von Schiffen und Schiffskämpfen zeigt dies besonders deutlich. Beschäftigt sich also der Knabe hauptsächlich mit dem Vernichten und allem, was diesem dient, so wendet sich dagegen das Mädchen mehr dem Erhalten und seinen Mitteln zu, dem Erhalten, das ja, in genügend weitem Sinn gefaßt, innerhalb der Gesamtheit der Kriegereignisse eine kaum geringere Bedeutung hat als das Vernichten. In den Zeichnungen der Mädchen finden wir daher vorzugsweise die Hilfstätigkeit der Nichtkämpfer in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit sowie die Einwirkung des Krieges auf das Familienleben dargestellt; aus dem Leben des Soldaten im Feld werden nicht die Momente des Kampfes, sondern die Momente der Erholung vom

Kampf zur Wiedergabe gewählt. Überall tritt die Beziehung aufs Persönliche hervor; daher spielen zum Beispiel auch Schiffe, Geschütze und dergleichen beim Mädchen eine geringere Rolle, während die Kleidung der weiblichen Gestalten mit Sorgfalt und Geschmack geschildert zu werden pflegt.

Schon eine kurze aufmerksame Betrachtung der Zeichnungen belehrt uns darüber, daß wir an sie im großen ganzen weder den Maßstab der objektiven Richtigkeit noch denjenigen künstlerischen Geschmacks anlegen dürfen. Das frei zeichnende (und überhaupt freischaffende) Kind will ja nicht über seine Erfahrungen anderen Bericht erstatten, noch will es Kunstwerke hervorbringen; es will vielmehr seine unter lebhafter Gefühlsbetonung entstandenen Phantasiegebilde darstellen und so sein inneres Erleben durch ein äußeres Tun und dessen sichtbares Ergebnis zu einem lustvollen Abschluß bringen. Aber natürlich dürfen die Momente des Richtigen und des Künstlerischen auch nicht ganz unberücksichtigt bleiben, wenigstens bei den älteren Kindern nicht; und das eigentlich pädagogische Interesse an den zeichnerischen (und ebenso den literarischen) Erzeugnissen der Kinder dürfte wohl gerade hier seine beiden wichtigsten Ansatzpunkte haben. Das Studium der Aufsätze gewährt einen Einblick in verschiedenen psychische Differenzierungen. So zeigt sich zunächst die Bedeutung verschiedenen Milieus in mehrfacher Hinsicht. Die Volksschüler unterscheiden sich von den Mittelschülern; Konfessionsunterschiede werden bemerkbar; der Stand des Vaters verrät sich gelegentlich in den Interessen und Kenntnissen des Kindes. Es läßt sich ferner eine Reihe von Alterseinflüssen feststellen; so zeigen sich die jüngeren Kinder im allgemeinen opferwilliger als die älteren, aber sie werden auch durch den Verlust naher Angehöriger im Feld weniger berührt. Der Unterschied der Geschlechter tritt auch in den Aufsätzen wieder sehr deutlich zutage. Das Interesse des Knaben gilt auch hier vornehmlich dem Kampf selbst; die Kampfesmittel führen ihn zur Beschäftigung mit technischen Fragen. Das Mädchen wendet sich dagegen dem Gebiet der Hilfstätigkeit zu, und zwar richtet sich ihr Interesse dabei öfter auf bestimmte Individuen; das Religiöse tritt bei ihr stärker hervor; sie reflektiert gern über das Sparen und Sammeln, das sie, im Unterschied vom Knaben, vorzugsweise unter den ihr per-

sönlich Nahestehenden betreibt; sie legt bei den Liebesgabensendungen Wert auf «nettes Aussehen» und erwartet sehnüchlig die Antwort des Empfängers usw. Das Urteil der Kinder über die Zeitereignisse bietet mancherlei psychologisch Bemerkenswertes. Es ist nicht zu verwundern, daß vielfach Unkenntnis und falsches Urteil vorkommen, die natürlich bis zu gewissem Grad von einander abhängig sind; wie sehr, läßt sich freilich oft schwer entscheiden. Die starke Gefühlsbetonung, die mit vielem, was das Kind hört und wiedergibt, verbunden ist, bildet einen fruchtbaren Boden für mancherlei Entstellungen (bei Erwachsenen verhält es sich in geringerem Maß bekanntlich ebenso): Die Tatsachen werden im Sinn der durch sie hervorgerufenen Affekte korrigiert, das heißt meistens übertrieben. Dies ist auch die, oder wenigstens eine psychologische Voraussetzung dafür, daß sich in den Aufsätzen, wie auch in den Gedichten, gelegentlich Anklänge an die Entstehung der Heldensage finden, so namentlich gegenüber der Person Hindenburgs. Die gefühlsmäßige Reaktion der Kinder, insbesondere der jüngeren, gegenüber den Kriegseignissen ist naturgemäß recht primitiv; ein Verständnis für die tiefere Bedeutung des Kriegs von ihnen zu erwarten wäre daher verfehlt. Er hat für sie viel von einer bloßen Sensation und erscheint ihnen wesentlich als ein ungehemmtes Fortschreiten von Sieg zu Sieg. Gegen den Feind empfindet das Kind oft das Gefühl starken Hasses oder sorglosen Spottes sowie das Verlangen nach grausamer Vergeltung. Der Ernst der ganzen Zeitlage, die vielfältigen Leiden des Krieges kommen erst den älteren Kindern gelegentlich zum Bewußtsein. Auf diese Punkte dürfte daher wohl die erzieherliche Beeinflussung des Kindes während der Kriegszeit ihr besonderes Augenmerk zu richten haben. Was schließlich die Gedichte betrifft, so ist zunächst zu erwähnen, daß hier die Beteiligung der Mädchen bedeutend stärker ist, wohl nicht bloß aus zufälligen äußeren Gründen sondern auch weil die Muße, die Anregung und die Fähigkeit zum Versmachen bei den Mädchen in höherem Grad als bei den Knaben vorhanden ist. Die Schüler aus höheren Anstalten zeigen eine Überlegenheit über die Volksschüler eigentlich nur in der Formgewandtheit und Mannigfaltigkeit der Behandlungsweise, während im Gefühls- und Willensleben kein deutlicher Unterschied zutage tritt.

Ein Alterseinfluß läßt sich hier insofern feststellen, als die jüngeren Kinder sich, ohne merkliche Geschlechtsdifferenz, fast ganz auf Themata allgemeiner Art sowie auf Heldenkult beschränken; später tritt dagegen mehr und mehr bei den Knaben das Epische, bei den Mädchen die persönliche und familiäre Wirkung des Krieges hervor. Der Knabe hat seine Freude am Verlauf des konkreten kriegerischen Ereignisses, der in balladenartiger Form dargestellt wird; dabei liebt er Vorgänge mit stark dramatischem Einschlag. Weiche Regungen werden kaum jemals geäußert: weder Bedauern über den Schaden an Leib und Leben, der dem Feind zugefügt werden muß, noch Mitgefühl mit den Entbehrungen, Wunden und Opfern der eigenen Truppen oder Einfühlung in die Sorgen der Angehörigen. In der Mädchendichtung finden wir als unterscheidendes Merkmal das selbe wie früher bei den Zeichnungen und Aufsätzen. Nicht das Historische, sondern das Persönliche im Krieg, insbesondere sein mitleidsloses Hineingreifen in die Liebesbeziehungen des Familienlebens erfüllt die Seele des Mädchens. Immer wieder erscheinen als Themata der Tod des Kriegers und die Trauer der Eltern, aber in immer neuen Variationen. Wie bei den Zeichnungen und Aufsätzen kommen auch bei den Gedichten gelegentlich Humor und Satire zu ihrem Recht, nur sehr selten bestimmen sie aber den Gesamtcharakter eines Stücks; die Satire tritt bezeichnenderweise nur in Knabengedichten auf. Auf allen Gebieten kindlichen Schaffens gelangt natürlich auch die Verschiedenheit in der individuellen Gesamtveranlagung sowie besondere Begabung zum Produzieren hier und da in sehr interessanter Weise zum Ausdruck.

Die Ungarische Gesellschaft für Kinderforschung in Budapest veranstaltete im ganzen Land eine Umfrage an Volksschulen und Gymnasien, um »die Wirkung des Krieges auf das Kind zu prüfen und festzustellen, was für Gedanken und Gefühle in ihm erwachen, welche Wünsche, Bestrebungen und Handlungen in ihm ausgelöst werden, endlich wie diese Wirkungen sich den Jahrgängen nach abtufen«. Die Umfrage enthielt 8 Einzelfragen, doch wurden bisher nur die Antworten auf die folgenden beiden Fragen verarbeitet: »Warum wird jetzt Krieg geführt? Was gefällt Dir bis jetzt am besten von den Ereignissen des Krieges?«

Unter den Beantwortungen der ersten

dieser beiden Fragen ließen sich 3 Typen unterscheiden: ein *subjektiver*, ein *objektiver* und ein *abstrakter* Typus; sie führen als Kriegsgründe an je nachdem entweder persönliche Motive bestimmter Personen oder konkrete Einzelereignisse oder allgemeine Verhältnisse politischer oder anderer Natur. Der subjektive Typus findet sich fast nur bei den jüngsten, 8- und 9jährigen Kindern und verschwindet später vollständig; der objektive Typus erreicht sein Häufigkeitsmaximum mit 10 und 11 Jahren und nimmt dann allmählich ab; der abstrakte Typus endlich, der bei den jüngsten Kindern gar nicht vorkommt, steigt langsam bis zum 17. und 18. Lebensjahr. Die Anzahl der gefühlbetonten Antworten verringert sich erst vom 8. bis zum 11. Jahr und steigt dann wieder bis zum 16. und 17. Jahr an. Es zeigt sich also, daß die objektiv-konkrete Betrachtung und die gefühlsmäßige Stellungnahme im Verlauf der jugendlichen Geistesentwicklung in permanentem Gegensatz zu einander stehen. Die Gefühlsbetonung der jüngsten Altersstufen kommt auf Rechnung der subjektiv beschränkten Auffassung, diejenige der höheren Altersstufen dagegen bildet sich heraus im Zusammenhang mit der Neigung zu abstrakten Gedankengängen. Erst zu allerletzt, beim Übergang zur vollen geistigen Reife (19. Lebensjahr), nehmen die abstrakten und gefühlbetonten Antworten an Zahl wieder etwas ab; es entwickelt sich nun der sachlich-analyisierende, die Gefühlsargumente zurückdrängende Denktypus des Erwachsenen. Übrigens ist zu erwähnen, daß diese Untersuchungen sich nur auf Knabenschulen erstrecken; die Ergebnisse aus Mädchenschulen werden, nach den vorhin mitgeteilten Breslauer Resultaten über die psychischen Geschlechtsdifferenzen, wahrscheinlich typische Unterschiede aufweisen.

Die Antworten auf die zweite der beiden obenerwähnten Fragen wurden von einem doppelten Gesichtspunkt aus statistisch verarbeitet. Einmal sollte festgestellt werden, ob die eindrucksvollsten Ereignisse des Krieges mehr eine sthenische, das heißt tätigkeitsfördernde, kräftelösende, oder mehr eine asthenische, das heißt tätigkeithemmende, kräftebindende Wirkung auf das Individuum ausüben. Es zeigte sich, daß die sthenische Wirkung bis zum 13. Jahr allein herrscht, während der Pubertätszeit nur vorübergehend abnimmt, bei der Annäherung an die volle geistige Reife aber wieder noch stärker zurückgeht.

Sodann handelte es sich um die Feststellung, wie weit bei der Begründung der abgegebenen Antworten die moralische Wertung und wie weit das Verstandesurteil, die sachliche Erwägung, mitgewirkt habe. Hier fand sich, daß die sachliche Erwägung langsam und ziemlich stetig an Einfluß gewinnt, während die moralische Wertung zur Zeit der Pubertät einen ersten Höhepunkt erreicht und sich erst dann wieder gegen Ende der Jugendzeit zur Bedeutung der sachlichen Erwägung erhebt. Die Neigung zu moralischer Bewertung der Kriegseindrücke würde hiernach mit einer Herabsetzung ihrer sthenischen Wirkung verbunden sein, und die Empfänglichkeit für reine Verstandesmotive würde in gleichem Sinn wirken, nur würden beide eine ungleiche Entwicklung im heranwachsenden Menschen durchmachen.

× **Kriegsschriften** ×
In dieser Rundschau (1915, 1. Band, pag. 46 ff.) ist über das Thema Krieg und Psychologie berichtet worden. Es sei heute einige Literatur dazu nachgetragen, wobei aber Vollständigkeit nicht beabsichtigt ist.

Noch aus dem Jahr 1904 stammt Campanos Versuch einer Militärpsychologie /Bukarest, Tipografia Clementa/, aus dem Jahr 1908 eine kleine Schrift Zur Psychologie des Militarismus /Leipzig, C. Wigand/. Vor dem Krieg erschien auch R. Zentgraf Der Soldat, ein Versuch zur Militärpsychologie /Leipzig, Eger/: ein flott und mit liebevollem Verständnis für die Freuden und Leiden des Soldatenlebens geschriebenes Büchlein; ferner E. Pfüll Die Panik im Kriege /München, Gmelin/ und F. Starck Paniken, ein Beitrag zur Psychologie des Krieges /Berlin, Mittler/. Die Schriften von Reisner von Lichtenstern (Die psychologischen Elemente bei Angriff und Verteidigung /Berlin, Mittler/ und Die Macht der Vorstellung im Krieg /Berlin, A. Bath/) sowie von von Freytag-Loringhoven (Die Macht der Persönlichkeit im Krieg /Berlin, Mittler/ und Die Grundbedingungen kriegerischen Erfolges, Beiträge zur Psychologie des Krieges /Berlin, Mittler/) enthalten zwar viel interessantes kriegsgeschichtliches Material, die psychologische Ausbeute ist aber relativ dürftig.

Einen guten Überblick über die mannigfachen kriegspsychologischen Probleme, bei allerdings geringer Selbständigkeit der Auffassung, bietet G. Wunderle

(Das Seelenleben unter dem Einfluß des Krieges /Eichstätt, Brönnner/). Die Beiträge von O. Binswanger (Die seelischen Wirkungen des Krieges /Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt/) und von G. Traub (Der Krieg und die Seele /Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt/) begnügen sich im großen ganzen mit der Schilderung der allgemeinen Stimmung und einiger charakteristischer Begebenheiten aus der ersten Zeit des Krieges. A. Hoche (Krieg und Seelenleben /Freiburg, Speyer & Käerner/) behandelt die Ereignisse speziell vom Standpunkt des Mediziners. Die zahlreichen Kriegserfahrungen der Psychiater und Neurologen finden sich im Neurologischen Zentralblatt regelmäßig zusammengestellt. Dort erschienen auch Neumann Psychologische Beobachtungen im Felde und J. H. Schultz Einige Bemerkungen über Feindschaftsgefühle im Kriege. In der Zeitschrift für Kinderforschung veröffentlichte K. W. Dix Psychologische Beobachtungen über die Eindrücke des Krieges auf einzelne und auf die Masse, im Hochland M. Ettliger einen Aufsatz über die Panik im Kriege.

Völkerpsychologische Beiträge bringen M. Hirschfeld (Warum hassen uns die Völker? /Bonn, Marcus & Weber/), F. von Wrangel (Warum kämpfen sie? /Zürich, Orell Füßli/) und viel ausführlicher G. F. Steffen (Krieg und Kultur, sozialpsychologische Dokumente und Beobachtungen vom Weltkrieg /Jena, Diederichs/), dessen Buch zum größten Teil aus abgedruckten Briefen und Aufsätzen von Engländern und Russen besteht.

Groß ist naturgemäß die Zahl der Schriften über das Thema Jugend und Krieg oder Schule und Krieg; doch enthalten sie weniger sachliche Erörterungen zur Jugendpsychologie als Vorschläge zur erzieherischen und unterrichtlichen Verwertung des Krieges.

× **Kurze Chronik** ×
Von der philosophischen Fakultät der Berliner Universität ist folgende Preisaufgabe gestellt worden: »Die psychologischen Anschauungen des 17. und 18. Jahrhunderts über die Sinnesgefühle (Gefühlsempfindungen) und ihr Verhältnis zu den Sinnesempfindungen einerseits, den Affekten andererseits sollen übersichtlich und mit scharfer Hervorhebung der gegensätzlichen Auffassungen dargestellt werden. Auch die physiologische und die kunstwissenschaftliche Literatur ist heranzuziehen,

soweit sie zu diesen Fragen Stellung nimmt.« X Die Bataille Syndicaliste vom 19. Juli geißelt die, von ihr Bochophobie genannte, Hetze gegen Deutschland und die Deutschen, wie sie von französischen Zeitungen und Revuen getrieben wird. Es ist erfreulich, daß man jetzt überall der sinnlosen Völkerverhetzung entgegentritt, die (und das ist das psychologisch Bemerkenswerte) nur von den Daheimgebliebenen ausgeht, während die Kämpfer im Feld sich gegenseitig achten. X Eine Station zur psychologischen Erforschung der Menschenaffen besteht seit einiger Zeit auf Teneriffa (siehe die Rubrik Biologie, in diesem Band, pag. 778). Ihr gegenwärtiger Leiter ist Privatdozent Dr. W. Köhler (Frankfurt am Main). Nachdem bisher an mehreren Schimpansen das Gemeinschaftsleben (Freundschaftsbeziehungen, Spiele, Verständigungsmittel usw.) studiert worden ist, sollen die Versuche jetzt auch auf Orang-Utans und Gorillas ausgedehnt werden, um eine vergleichende Psychologie der Anthropoiden mit Ausblicken auf die menschlichen Verhältnisse zu ermöglichen. Für spätere Zeiten sind dann noch hirnpfysiologische Untersuchungen in Aussicht genommen.

Geschichte / Wilhelm Hausenstein

England Über kein Land ist im gegenwärtigen Krieg von Politikern und Historikern, auch Nichtpolitikern und Nichthistorikern so viel geschrieben worden wie über England. Aber es läßt sich nicht behaupten, daß unter allen den Büchern und Broschüren über England Entscheidendes sei; mit Ausnahme etwa der volkpsychologischen Schrift über die Engländer von Levin Schücking, die in der von Jäckh herausgegebenen Sammlung von Kriegsflugschriften in der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen ist.

Leider kann man auch das gelegentlich dieses Krieges veröffentlichte Buch des berühmten Professors der alten Geschichte an der Berliner Universität Eduard Meyer über England, seine staatliche und politische Entwicklung und den Krieg gegen Deutschland / Stuttgart, Cotta/ keineswegs als eine bedeutende Arbeit bezeichnen. Sicher, in der einfachen Mitteilung der historischen Tatsachen hat dies Buch einen gewissen (wiewohl keineswegs überragenden) Wert. Man informiert sich

über die Geschichte der englischen Weltpolitik und auch über das moderne englische Leben im Staat, über die Grundzüge der englischen Verfassung, über die englische Öffentlichkeit, über das politische Bewußtsein des Engländers. Die Information ist nicht ohne Lebendigkeit geschrieben und beruht ja wohl größtenteils auf Anschauung. Allein das Buch versagt fast ganz, wo es sich um politische Wertung handelt, wo die Beschreibung in die Einschätzung übergeht und praktische politische Vergleichen angestellt werden. Da kommt dann eine Primitivität zutage, die Mitleid erregen könnte, wenn sie nicht beinahe aufreizend wäre. Einige wenige Proben. Bei Meyer, einem wahren Antimontesquieu, gewinnen die staatlichen Verhältnisse Englands beinahe das Gesicht der Rückständigkeit. Nämlich etwa so: Während auf dem Festland die ständischen Gewalten durch die absolute Monarchie überwunden und die Kräfte der Gesellschaft in den Händen des über Klassen und Stände erhabenen Fürstentums konzentriert wurden, hat in England umgekehrt das ständische Wesen den Triumph über die organisierende Monarchie davongetragen, und was sich heute in England als Parlamentarismus darstellt, ist im Grunde nur ein entwickeltes, den Wandlungen der Jahrhunderte angepaßtes (auf irgendeine Weise aber doch fossiles) Ständewesen. Mit einer Konsequenz, die man anerkennen muß, glaubt Meyer in England ungefähr das klassische Land der Stände- und Klassenkämpfe zu erkennen, während ihm in den von der Monarchie geformten Festlandsstaaten eine ponderierende Gewalt vorhanden zu sein scheint, die gegensätzliche Interessen ausgleicht. Konsequenter spricht Meyer den Engländern einen eigentlichen Staatsbegriff ab, und konsequenter findet er diesen historischen aus der Zeit der absoluten Monarchie stammenden Staatsbegriff, der über den Klassen steht, auf dem Festland, namentlich in Deutschland. Es ist wohl kein Wort über die Relativität dieser Gegenüberstellung zu verlieren; eine Relativität, die so offenbar ist, daß die Gegenüberstellung geradezu töricht wird. Ebenso sinnlos wird die Behauptung, daß die englische Freiheit reine Majoritätsfreiheit sei, während dem deutschen Staatsbegriff die Idee der individuellen Freiheit in der Sozialität entspreche. (Hierzu bemerke man, daß gegenwärtig in unserer Presse und sonstigen Publizistik gerade der Kultus der indivi-

duellen Freiheit als für England charakteristisch bezeichnet und der in Deutschland herrschenden Unterordnung unter den Staat gegenübergestellt wird.) Zur reinen Komik steigen Meyers Kontrastierungen da, wo der Fachmann der alten Geschichte es sich nicht versagen kann in der alten Geschichte Parallelen zum deutsch-englischen Kampf der Gegenwart zu entdecken. So vergleicht Meyer nicht bloß Eduard VII. mit dem — König Agesilaos von Sparta, womit dem Leser eine so verblüffende wie erheiternde Orientierung zuteil wird, sondern er vergleicht auch England mit Karthago und Deutschland mit Rom, und mit sehr politischem Bewußtsein zitiert er den alten national-liberal-freikonservativen Polybios, der da sagt: »In Karthago war für die meisten Entschlüsse bereits das Volk ausschlaggebend geworden, in Rom regierte der aus den besten Männern gebildete Senat. Daher waren die Beschlüsse und Maßnahmen der Römer den karthagischen überlegen, und dadurch wurden sie schließlich der Karthager Herr.« Das Gleichnis entziffert sich selbst. Gerade dann, wenn man der Meinung ist, daß die von Montesquieu her datierende Begeisterung für das englische Verfassungsleben intensiver Korrekturen und Relativierungen bedarf, bedauert man, daß diese Korrekturen und Relativierungen so kümmerlich vorgenommen werden; man bedauert dies doppelt, wenn ein bedeutender Historiker dabei seinem eigenen Wert Abbruch tut. Was nun vollends in dem Buch Meyers über »die neue Weltlage und die Probleme der Zukunft« vorgetragen wird, ist in der Sache und in der sprachlichen Form so erschreckend banal, daß man mitunter glaubt einen Durchschnittsartikel einer Provinzzeitung zu lesen. Betrübbende Verschiebung der Proportionen: Ein deutscher Gelehrter von verdientem Welt Ruf weiß zwar im rein Tatsächlichen Bescheid und vermag die Dinge um so sicherer zu verbinden, je entlegener sie sind, aber er fühlt nicht, wie abgestanden die Meinungen sind, die er aus einer sozusagen praktisch-politischen Einstellung heraus verkündet. Nochmals sei hervorgehoben, daß man das rein Historische in diesem Buch und auch gewisse Schilderungen des gegenwärtig-Zuständlichen mit Nutzen liest, wenn auch politisch (und gerade für den, der mit Recht in England den Hauptfeind, den gefährlichsten Gegner Deutschlands und Europas überhaupt erblickt) in dem Buch nichts zu gewinnen ist.

Im übrigen möchte ich bei dieser Gelegenheit nachdrücklich auf die Englische Verfassungsgeschichte verweisen, die der Göttinger Historiker Julius Hatschek in den von Below und Meinecke herausgegebenen Handbüchern der mittelalterlichen und neuern Geschichte (München, Oldenbourg) veröffentlicht hat. Der gegen 800 Seiten zählende Band gehört zu den besten Stücken der Sammlung (die im übrigen keineswegs nur Gutes sondern auch einiges sehr Dürftige enthält). Es bleibt zu bedauern, daß das Hatscheksche Werk, das für die älteren Perioden von einer staunenswerten Genauigkeit ist, die verfassungsgeschichtliche Entwicklung Englands im 19. Jahrhundert, die wahrhaftig wichtig ist, nur sehr flüchtig behandelt, ja daß es programmatisch nur bis zum Regierungsantritt der Victoria, bis zum Jahr 1837 ausgreift, also die Verfassungsgeschichte von der Chartistenbewegung ab ausscheidet. So interessant und wichtig die älteren Epochen der englischen Verfassungsgeschichte sind, so ärgerlich bleibt es, daß die neuesten Epochen nicht in den Bereich dieses ausgezeichneten Handbuchs einbezogen sind. Hier möchte man wieder einmal wünschen, daß Geschichte, anstatt in der Deszendenz von weitem her beschrieben zu sein, in der Aszendenz beschrieben werde, damit man vor allem genau wissen lerne, wie sich Gegenwart unmittelbar an Geschichte knüpft.

× Historische Statistik Landesamt in München hat ein 145 Seiten umfassendes Buch herausgegeben, in dem die Entwicklung Bayerns seit 1840 nach den Ergebnissen der amtlichen Statistik in Ziffern dargestellt ist (München, Lindauer). Die Jahreszahl 1840 ist vom Standpunkt der bayrischen Geschichte zwar keine Epoche; aber die Jahreszahl mußte gewählt werden, weil die heuristischen Möglichkeiten in einiger Breite erst bei diesem Jahr einsetzen. Das Buch, das unter der Leitung des vortrefflichen Statistikers Zahn entstanden sein dürfte (er zeichnet das Vorwort), umfaßt folgende Rubriken: Entwicklung des Bevölkerungsstands, der größten Gemeinden, berufliche und soziale Gliederung, Ehestatistik (mit Scheidungsstatistik), Sterblichkeit, Auswanderung, landwirtschaftliche Betriebe, Bodenbenutzung, Anbau und Ernte, Getreideverkehr, Bodenkulturunternehmungen, Güterhandel, Hagelversicherung, Viehstand, Viehmarkt, Viehversicherung.

Forstwirtschaft, Wasserversorgung, Gewerbe und Industrie nach Personalstatus, nach Betriebsziffern und nach Produktionsmengen, Handel und Verkehr mit besonders genauer Berücksichtigung des gesamten Eisenbahn- und Wasserlinienverkehrs, der Posten, Telegraphen, Telephone und Kraftwagen, dann Arbeiterverhältnisse, beispielsweise Arbeitsnachweis und Ortslohn, Konsum und Preise, Geldwesen und Kreditwesen, Genossenschaften, Versicherungswesen, öffentliche Fürsorge, Hygiene, Kirche, Schule und Hochschule, Heer, Rechtspflege, Finanzen des Staats und der öffentlichen Körperschaften, endlich Wahlen. Das Buch soll hier nicht nach seinem speziellen Inhalt gewürdigt werden (es soll in Parenthese nur dem Bedauern darüber Ausdruck gegeben werden, daß die Geschichte der industriellen Löhne nicht ausführlich behandelt ist); wohl aber soll es als methodologisches Prinzip empfohlen sein. Es ist im allgemeinen viel zu wenig erkannt, und gerade in historischen Fachkreisen, welche Bedeutung die historische Statistik für die Geschichtswissenschaft besitzt. Es wäre für die wissenschaftliche Erziehung des Historikers von dem größten Wert, wenn er die historische Statistik mit der nämlichen Genauigkeit betreiben lernte, mit der er in Seminarien und Übungen Paläographie und Diplomatik, Chronologie, Textkritik und andere Hilfswissenschaften studieren muß. Dies Buch des bayrischen statistischen Landesamts ist als Grundlage oder Hilfsmittel künftiger kulturgeschichtlicher Darstellung unentbehrlich und gibt ein Vorbild für eine weiter zurückgreifende oder auf andere Gebiete gerichtete historische Statistik. Es ist im Grunde grotesk, daß eine Wissenschaft noch der Ausbildung so grundlegender Disziplinen entbehrt, wie es wissenschaftliche (nicht dilettantische) Chronologie und wissenschaftliche Statistik für die Geschichte wären. Hier ist noch ungefähr alles zu tun.

× **Kurze Chronik** Der kunsthistorische Sekretär des österreichischen Historischen Instituts in Rom Oskar Pollak fiel am 11. Juni auf dem Schlachtfeld, an der Isonzofront. Die Studien dieses ungewöhnlich begabten Gelehrten führten ihn hauptsächlich auf das römische Barock. Es ist eine tragische Ironie, daß dieser Italienforscher gerade im Kampf gegen Italien fallen mußte. Fast alle seine groß angelegten Arbeiten sind mitten in

der Ausführung geblieben. Auch der Historiker an der neuen Frankfurter Universität Professor Dr. W. Barthel ist im Feld gefallen. × Beim Ausheben eines Schützengrabens haben neulich die Franzosen einen alten gallischen Begräbnisplatz freigelegt. × Als Nachfolger Lamprechts hat Professor Dr. Walter Goetz (Straßburg) einen Ruf an die Universität Leipzig erhalten. Seine Arbeiten liegen auf den Gebieten der bayrischen Landesgeschichte und der Geschichte und Kunstgeschichte Italiens. Seine akademische Laufbahn führte ihn von Leipzig, wo er sich 1895 habilitierte, über München und Tübingen nach Straßburg. Augenblicklich steht er als Hauptmann und Bataillonsführer im Feld. × Zum neuen Rektor der Berliner Universität ist Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf gewählt worden. Auch in München wurde ein Historiker Rektor, nämlich Hermann von Grauert, der über mittelalterliche und neuere Geschichte liest; er ist auch als Zentrumspolitiker hervorgetreten und hat da zuweilen eine unabhängige Stellungnahme bewiesen.

× **Literatur** Ein junger sozialdemokratischer Historiker, Kurt Geyer, ist mit einer stattlichen, über 200 Seiten zählenden Dissertation hervorgetreten, die sich mit den politischen Parteien und Verfassungskämpfen in Sachsen zwischen Märzrevolution und Maiaufstand beschäftigt /Leipzig, Leipziger Buchdruckerei/. Der strengen Sorgfalt der Forschung und der Positivität der Orientierung ist volle Anerkennung zu zollen; um so mehr als diese mit jener in Dissertationen im allgemeinen nicht verbunden zu sein pflegt, und um so mehr als der bei aller Wissenschaftlichkeit pragmatische Geist der Darstellung ein sehr spezielles Stück der Vergangenheit für heute lebendig macht.

KUNST

Musik / Erich Falkmann

Hauskonzerte Unter den Unternehmungen zur Milderung der Not der durch den Krieg besonders schwer getroffenen ausübenden Künstler steht die Institution der Hauskonzerte obenan, die außer ihren sozialen Tendenzen besonders auch künstlerisch befruchtend zu wirken geeignet erscheint. Sie verbindet die Darbietung intimer Musik in künstlerischer Form mit der wirtschaftlichen Unterstützung

bedürftiger Künstler. Dieser Gedanke tauchte zuerst vereinzelt auf. Es wurden sogenannte Stricknachmittage veranstaltet. Bald entwickelten sich diese Unternehmungen zu großem Umfang und wurden sachgemäß organisiert, so daß schon im Januar dieses Jahres 28 Zirkel regelmäßige wöchentliche Hauskonzerte veranstalten konnten. Dabei trat die Handarbeit, auf die zu Anfang der stärkeren Propaganda wegen hingewiesen wurde, bald vollständig hinter der Musik zurück. Akustisch ausgestattete Vortragssäle wurden von Mitgliedern in ihrem Heim zur Verfügung gestellt. Von den erhobenen Beiträgen wurden die Gagen für die Künstler bestritten, die über den festgesetzten Mindestsatz von 15 Mark oft hinausgingen. Beschäftigt wurden etwa 200 Künstler, von denen 50 häufigere Verwendung fanden. Auf die künstlerische Fähigkeit wurde der gleiche Wert gelegt wie auf die Bedürftigkeit. Die Einnahmen betragen vom 1. Oktober bis jetzt etwa 26 000 Mark. Die Vermittlung erfolgt unentgeltlich in einem Bureau im Abgeordnetenhaus. Der künstlerische Wert dieser Veranstaltungen beruht darin, daß alle intime Musik, zu der im Grunde die ganze Klavier- und Liedliteratur wie auch die Kammermusik von Bach bis Brahms gehörten, fern von der Öffentlichkeit und den Konzertsälen, die stets stärkere Wirkungen verlangen, im passenden Rahmen zu Gehör gebracht wird; daß ferner den Künstlern, die weder Geschäftsgenies noch auf die Massen wirkende Konzertvirtuosen sind, hier losgelöst von geschäftlicher Spekulation Gelegenheit gegeben wird die zartesten Vortragstöne im engsten Konnex mit den Zuhörern zur Geltung zu bringen. Aus dieser Organisation kann sich, wenn sie nach dem Krieg zur ständigen Einrichtung wird, ein auf die feinsten Wirkungen abzielender subtiler Vortragstil entwickeln.

× Wagner ×
Richard Wagners große Autobiographie *Mein Leben* ist in einer Volksausgabe erschienen /München, F. Bruckmann/. Wagner diktierte die Biographie einer Anregung König Ludwigs II. folgend in den Jahren 1865 bis 1870 seiner Gattin und ließ 1870 für »einzelne zuverlässige Freunde« einen Privatdruck von einer geringen Anzahl Exemplare herstellen. Legen wir den Maßstab kritischer Forschung an, so ist die Autobiographie keine einwandfreie geschichtliche Quelle.

Wagner war eine viel zu starke Persönlichkeit, er war viel zu sehr in seinem Ich befangen, betrachtete alles ausschließlich von seinem eigenen Interessenstandpunkt aus, um objektiv der »schmucklosen Wahrhaftigkeit« folgen zu können, wie er sich im Vorwort vornimmt. »Er hatte nicht Stolz genug zu irgendeiner Wahrheit über sich«, sagt Nietzsche im Fall Wagner, er blieb auch im Biographischen sich treu: er blieb Schauspieler.« Dazu kamen Einflüsse äußerer Art. Cosima Wagner sollte die Wahrheit über die Beziehungen zu Mathilde Wesendonk nicht erfahren; mit Rücksicht auf König Ludwig mußte Wagners Beteiligung an der Dresdener Revolution vertuscht werden. Wagners Leben erscheint hier nicht, wie es war, sondern wie er es sah, und wie es erscheinen sollte. Wir haben aber in der Autobiographie eine interessante und fesselnde Lektüre, ein wichtiges Dokument, das uns einen tiefen Blick zum Verständnis der Lebensanschauung und der Charakterveranlagung Wagners tun läßt. Die erste öffentliche Ausgabe erschien erst 1911. Da das Werk verlagsrechtlich noch nicht frei ist und infolgedessen in den Gesamtausgaben der Wagnerschen Schriften fehlt, so ist um so freudiger die sehr billige, in schlichtes dunkelblaues biegsames Leinen gebundene Volksausgabe zu begrüßen. Sie ist gegenüber der frühern Ausgabe textkritisch nach der Handschrift revidiert, und einige Gedächtnisfehler Wagners sind in Anmerkungen verbessert worden; verschiedene Stellen, auf deren Fehlen Lilli Lehmann in ihrer Biographie *Mein Weg* aufmerksam macht, sind aber auch hier weggeblieben. Auch eine Selbstbiographie, die außerdem die große an Wahrhaftigkeit übertrifft, bildet die in dieser Rundschau bereits kurz angezeigte Ausgabe der gesammelten Briefe Wagners in chronologischer Reihenfolge, die Julius Kapp und Emerich Kastner /Leipzig, Hesse & Becker/ herausgeben. Wie in allen seinen Wagnerpublikationen verfolgt Kapp das Prinzip ohne jede Rücksicht auf die Wünsche Bayreuths den Originaltext Wagners ohne alle Kürzungen und Retuschen zu bringen, so daß also diese Ausgabe die bisherigen Briefsammlungen an Genauigkeit, Vollständigkeit und an Übersichtlichkeit, die durch die chronologische Anordnung gewonnen wurde, übertrifft. Nicht erhaltene, aber dem Inhalt nach bekannte Briefe sind mit kurzer Inhaltsangabe registriert. Von der Ausgabe, die die

fast 5000 bekannten Briefe auf 12 Bände verteilt, sind bisher 2 erschienen; sie umfassen die Zeit bis 1850 und schließen mit dem letzten Brief an Minna vor der Trennung und den ausführlichen Anweisungen an Liszt über die Aufführung des Lohengrin. Jedem Band ist eine Adressentafel und ein Register der Personen und Operntitel beigegeben.

× **Neuausgaben** Häufiger werden heutzutage Versuche unternommen das Repertoire neben

den Errungenschaften der modernen Komposition durch Wiederaufnahme älterer Musikwerke zu bereichern und so den Ausschnitt aus der Musikgeschichte, der lebendig und unserer Zeit gegenwärtig bleibt, zu vergrößern. Zu den musikhistorisch wichtigsten Werken, die auch heutzutage noch zu wirken imstande sind, gehört Pergolesis 1733 geschriebene *Serva padrona*. Sie wurde ursprünglich als Einlage in die erste Oper *Il prigionero superbo* geschrieben und ist die älteste Buffooper, die sich bis heute erhalten hat. Die frische, urwüchsige, reiche Anklänge an den italienischen Volkston aufweisende Musik verbindet sich sehr stileinheitlich mit der lebendigen drastischen Handlung. Dem Wunsch unserer wissenschaftlich kritischen Zeit das Werk in der Form zu hören wie es geschrieben ist entspricht die neue Ausgabe von Abert /München, Wunderhornverlag/, die durch die Aufführungen des Werkes im Lauchstedter Goetheater veranlaßt und seitdem schon an mehreren deutschen Bühnen gespielt worden ist. Abert hält sich streng an die Originalfassung, läßt alle die Zusätze und Einlagen fort, die in das Werk, namentlich in den französischen Aufführungen, eingedrungen waren, stellt sowohl das ursprüngliche Streichorchester als auch statt des Dialogs das *Seccorezitativ* wieder her, dessen Cembalostimme er charakteristisch ausgestaltet, und bringt eine Textübersetzung, die geschickt den italienischen leichten Konversationston wiedergibt. Eine Einleitung unterrichtet ausführlich über die Schicksale und den Aufführungsstil des Werkes.

Zwei Opernburlesken aus der Rokokozeit hat Georgy Calmus im Kommissionsverlag von Leo Liepmannssohn in Berlin herausgegeben. Im *Télemaque* parodiert der Satiriker *Le Sage* die Oper gleichen Namens von Destouches. In der von *Marais* komponierten Overtüre findet sich die erste musikalische Schilderung eines Sturms auf dem

Meer. Von größerer Wichtigkeit ist das zweite Stück: *The Beggar's Opera* von Gay, ein in den Kreisen von Verbrechern und Dirnen spielendes englisches Volksstück aus dem Jahr 1728. Die Musik stammt von *Pepusch*, der die Overtüre selbst komponierte, die übrigen Musiknummern aber aus melodisch äußerst reizvollen englischen Volksliedern und Tänzen zusammenstellte. Der interessante Band ist mit Bildern von Hogarth und Watteau geschmückt.

× **Kurze Chronik** Auf dem Kriegsschauplatz im Westen fiel der Leiter des Collegium musicum in Göttingen und Privatdozent für Musikwissenschaft an der Göttinger Universität Dr. Robert Staiger. Auf französischer Seite fielen die beiden Brüder Casadesus, von denen der ältere, Henri, der Bratschist des auch in Deutschland angesehenen Capetquartetts und Mitglied der französischen Vereinigung für alte Musik in Deutschland war; der jüngere Bruder, Marcel, war Cellist. × Der irische Opernkompunist O'Brien Buler ist auf dem Rückweg von New York, wo er Teile seiner Oper *Muirgheis* zur Aufführung gebracht hatte, ein Opfer der Lusitaniakatastrophe geworden. Er war der erste Komponist, der für eine irische Nationalmusik eintrat; er hat sich auch in ausführlichen Studien mit fremdländischer Volksmusik, so mit der indischen, beschäftigt. × Der Pianist Rudolf Strobl, der Lehrer Paderewskis, ist in Warschau gestorben. × Der kommende Winter wird reicher an Opernerstaufführungen sein als der vorige. Hans Pfitzner hat eine Oper *Palestrina* vollendet, Max Schillings' neuestes Werk *Mona Lisa* wird in Stuttgart seine Uraufführung erleben, Schrekers *Renaissanceoper Die Gezeichneten*, zu der der Komponist den Text selbst geschrieben hat, in München, Eduard Behms Oper *Marienkind* in Würzburg. Francisco Goya ist der Held einer Oper von Enrique Granados, die die New Yorker Metropolitan Opera bringen wird. × Eine National schweizerische Symphonie in D-Moll von Hermann Suter erlebte im Mai in Basel ihre Erstaufführung. Das Werk charakterisiert im 1. Satz die Temperamentskontraste der germanischen und der romanischen Stämme in der Schweiz, verspottet in einem Scherzo die Kleinstaatspolitik, schildert im Adagio die Erhabenheit der Hochgebirgsnatur und

verwendet im 4. Satz Schweizer Volkslieder thematisch. × Die einzige Stadt, in der in diesem Sommer Festspiele veranstaltet werden, ist München. Im Prinzregententheater finden vom 15. August an Festaufführungen des Parsifal statt, im Residenztheater ein Mozartzyklus. × In Dresden tritt in diesem Winter ein neues großes Orchester unter dem Namen Philharmonisches Orchester unter Edwin Lindner, dem geschätzten Dirigenten der Dresdener Singakademie, ins Leben. × Der 100. Geburtstag des Liederkomponisten Robert Franz wurde in seiner Vaterstadt Halle durch Veranstaltung von Liederabenden festlich begangen. Die Robert Franz-Singakademie gedachte in einer Feier am Grab ihres ehemaligen Dirigenten. × Die Intendanten der Hoftheater von Berlin, München, Dresden und Stuttgart haben mit einer Reihe von Sängern und Sängerinnen ihrer Bühnen eine Tournee durch Belgien angetreten und veranstalten dort Konzerte sowohl für die Öffentlichkeit wie in den Lazaretten. × Dem Dirigenten des Berliner Blüthenorchesters Paul Scheinpflug, der bei Beginn des Krieges in Riga ein deutsches Orchester leitete und in russische Gefangenschaft geriet, ist es gelungen nach Deutschland zu entkommen. Scheinpflug hielt in Berlin einen Vortrag, in dem er über seinen Aufenthalt im Gefängnis in Petersburg und das Leben in Wologda berichtete, wo die Zivilgefangenen ohne alle Fürsorge und Unterstützung blieben, so daß 18 Musiker seines Orchesters durch Krankheit oder Entbehrungen umkamen.

× **Literatur** × Den ersten Versuch einer umfassenden Übersicht über sämtliche existierenden und historischen Musikinstrumente macht Kurt Sachs in seinem Reallexikon der Musikinstrumente (Berlin, Julius Bard). Die ungeheure Fülle des Materials zwang zu einer gewissen Kürze. Der Verfasser will nicht oft Gesagtes wiederholen. Über die gebräuchlichsten Instrumente wie Klavier und Violine faßt er sich kurz und verweist auf die vollständig angegebene Monographienliteratur. Ein besonderer Wert ist auf die Vollständigkeit der Schlagwörter gelegt, unter denen auch von den verschiedenen Bezeichnungen exotischer oder altentümlicher Instrumente nicht eine fehlt. Bei jedem Instrument sind Konstruktion, Technik, geschichtliche Entwicklung und bei europäischen In-

strumenten die erste Verwendung im Orchester angegeben. Mit großer Sorgfalt sind die Orthographie und die phonetisch genaue Transskription der ausländischen Namen behandelt. Bei den asiatischen Instrumenten ist die Schreibung auch mit arabischen oder Sanskritzeichen gegeben. 200 Abbildungen illustrieren das Nachschlagewerk, das eine hochwillkommene Gabe darstellt.

KULTUR

Technik / Heinrich Lux

Kunstharze Die verschiedenen natürlichen Harze wie Schellack, Kopal, Bernstein usw. spielen in der Technik eine sehr große Rolle. In der Form von Lacken dienen sie als Konservierungsmittel für Holz- und Pappgegenstände, sie werden zu Überzügen für Metalle benutzt, um deren Kosten zu verhüten, und in der Elektrotechnik werden sie vielfach als Isolationsmaterial verwandt. Besonders geschätzt sind die japanischen Lackarbeiten, deren Geheimnis erst teilweise gelüftet ist. Seit langem ist es das Bestreben der Technik auch die verschiedenen Harze synthetisch aufzubauen. Schon Adolf Bayer hatte im Jahr 1872 harzartige Kunstprodukte durch Einwirkung von Formaldehyd auf Phenole (unter dem Namen Karbolsäure allgemein bekannt) hergestellt, die Technik hatte hiervon aber keine Notiz genommen. Erst Anfang dieses Jahrhunderts wurden die Arbeiten Bayers wieder aufgenommen, und es wurden sofort recht beträchtliche Erfolge erzielt, da man in der Zwischenzeit die Rolle der Katalysatoren bei der Polymerisation organischer Verbindungen eingehend studiert und mit ihnen auf den verschiedensten Gebieten der organischen Chemie ausgezeichnete Resultate erzielt hatte.

Bei der Erzeugung von Kunstharden durch Einwirkung von Formaldehyd auf Phenole in der Wärme eignen sich vor allem Alkalien und Alkali abspaltende Verbindungen als Kontaktsubstanzen. Wird beispielsweise ein Formaldehyd-karbolsäuregemisch mit wenig Soda erhitzt, so entweicht Kohlendioxyd, und das freie Alkali bewirkt eine Polymerisation und Kondensation der Reaktionsmasse, wobei ein harzartiger Körper entsteht. Ähnlich wie Alkalien wirken auch gewisse Eiweißstoffe. So ist es Dr. Kühl in Kiel durch Einwirkung von Kasein auf Phenolformalin unter Zusatz einer 40prozentigen Formal-

dehydrierung gelungen Kunstharze zu erzeugen, die je nach den Versuchsbedingungen alkohollöslich sind oder nicht. Läßt man auf die mit einem Alkali kondensierte Phenolformalinlösung Salzsäure einwirken, so erhält man, wie Lebach gezeigt hat, an Schellack erinnernde, widerstandsfähige Lackharze. Baekeland wandte außer der Erwärmung noch Drucksteigerung an und erhielt hierbei die gegenwärtig viel verwandten Bakelitharze, die an Härte alle bekannten Naturharze weit übertreffen. Für kunstgewerbliche Arbeiten ergeben sie ein Material, das den Wettbewerb mit den japanischen Lacken sehr wohl aufzunehmen imstande ist. Für die gewöhnlichen Anwendungszwecke ist deren Härte und Sprödigkeit jedoch zu groß, während der Kondensation werden deshalb den Bakelitharzen noch gewisse Füllsubstanzen wie Schlemmkreide, Mennige und dergleichen zugesetzt, wobei man ein Produkt erhält, das an Festigkeit dem Gußeisen nahekommt, dieses aber an Elastizität weit übertrifft. Die Harzmassen Baekelands lassen sich in jede Form pressen, so daß man aus ihnen allerlei Gebrauchsgegenstände, wie Klischees für Zeitungsdruck, Schirm- und Stockgriffe, Handgriffe und Platten für elektrische Schalter und selbst ganze Schalttafeln für elektrotechnische Zwecke herstellen kann. Da die harten Bakelitharze nicht flammen sondern nur oberflächlich verkohlen, so sind sie für alle diese Zwecke dem Zelluloid und selbst dem Hartgummi weit überlegen.

Die löslichen Kunstharze eignen sich zur Imprägnierung von Holz, zur Herstellung von Farblacken und vor allem als Bindemittel in der Kunstlederfabrikation. Mit Spaltlederabfällen, Filzstoffen, Hanffasern gemischt liefern sie rasch trocknende elastische und feste Massen, die sich von vornherein in jede beliebige Form bringen und zu Platten von jeder gewünschten Stärke auswalzen lassen. Die Kaseinkunstfirnisse Dr. Kühls trocknen innerhalb weniger Stunden und wirken auch trocken vollkommen bakterizid, so daß sie sich vortrefflich als Anstrichmaterial für Krankenhausmöbel eignen.

× Azetylen

Die Verdichtung von Azetylen in ähnlicher Weise wie das bei Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Kohlendioxyd usw. geschieht ist technisch nicht durchführbar, weil komprimiertes Azetylen die Neigung hat sich unter Explosion zu

zersetzen. Die Anwendung des Azetylens wäre deshalb ausschließlich an seine Erzeugungsstätte, respektive deren unmittelbare Umgebung gebunden, wenn nicht die Entdeckung gemacht worden wäre, daß Azeton unter Druck das Vielfache seines Volumens an Azetylen zu lösen vermag. Zum Aufspeichern von Azetylgas benutzt man deshalb in der Gegenwart Stahlflaschen, die mit Kieselguhr, Koks, Steinmehl, Zement, Bimstein und dergleichen gefüllt sind und so viel Azetylen enthalten wie die genannten porösen Stoffe aufzunehmen vermögen. In die so vorbereiteten Stahlflaschen wird dann das gasförmige Azetylen unter hohem Druck hineingepreßt, wobei die Flaschen allerdings gekühlt werden müssen, weil bei dem Durchpressen des Gases durch die kleinen Zwischenräume des Füllmaterials eine beträchtliche Temperatursteigerung eintritt. Das angewandte, pulverförmige Füllmaterial hat im wesentlichen den Zweck die Ausbreitung lokal auftretender Selbstzersetzung des Azetylens zu verhindern, so daß folgenschwere Explosionen nicht eintreten können. Nichtsdestoweniger sind solche Explosionen nicht völlig ausgeschlossen, weil das Lösungsmittel des Azetylens von dem Füllmaterial nicht direkt aufgesogen sondern in dessen Zwischenräumen aufgespeichert ist. Durch Abbinden des Füllmaterials oder dessen Hartwerden können sich dann größere Hohlräume im Innern der Flasche bilden, in denen flüssiges, zur Explosion neigendes Azetylen vorhanden ist.

Durch das Patent 282 356 ist nun ein neues Verfahren für die Aufspeicherung gelösten Azetylens geschützt worden, das diese Übelstände nicht zeigt. Das Verfahren besteht im wesentlichen in der Anwendung von Seidenabfällen als Füllmaterial für die Stahlflaschen. Die Seidenfasern haben die Eigenschaft das Azetylenlösungsmittel, das Azeton, direkt aufzusaugen. Es ist also von vornherein möglich die Stahlflaschen dichter mit dem Füllmaterial vollzupacken als es bei der Anwendung mineralischer Stoffe möglich war. Die Seidenabfälle werden in die gezogenen Stahlflaschen direkt fest eingestampft, dann wird Azeton so lange nachgefüllt als die Seidenfasern noch Flüssigkeit zu absorbieren vermögen, und schließlich wird vermittelst einer Kompressorpumpe gasförmiges Azetylen eingepreßt. Hierbei wird viel weniger Wärme frei als bei dem ältern Verfahren, und bei der Entnahme von Azetylen wird nichts

von dem Lösungsmittel herausgeschleudert.

Durch das neue Verfahren wird der Anwendungsbereich für verdichtetes Azetylen wesentlich vergrößert. Während gelöstes Azetylen gegenwärtig vor allem zur Ausführung der autogenen Azetylen-sauerstoffschweißung und nur unter besonderen Vorsichtsmaßnahmen zur Fahrzeugbeleuchtung benutzt wurde, dürfte es jetzt auch zur Beleuchtung von Wohnräumen unbedenklich zugelassen werden. In der Zeit der Petroleumknappheit ist das gewiß ein nicht gering anzuschlagender Vorteil.

× Sprengmittel Bei unserm ältesten Sprengmittel, dem Schwarzpulver, das aus Salpeter,

Schwefel und Kohle besteht, fällt dem Salpeter die Aufgabe zu den zur rapiden Verbrennung von Schwefel und Kohle erforderlichen Sauerstoff zu liefern. Deshalb kann der Salpeter im Schwarzpulver durch jeden andern Stoff ersetzt werden, der imstande ist schnell Sauerstoff abzugeben, also auch durch flüssige Luft, die zu 50 % und mehr aus Sauerstoff besteht. An die Stelle von Schwefel und Kohle kann ebenfalls jeder leicht brennbare Stoff treten, beispielsweise Petroleum. In der Tat ist es auch gelungen aus Petroleum und flüssiger Luft einen neuen, überaus wirksamen Sprengstoff zu erzeugen, und zwar wird dieser Sprengstoff erst im Augenblick seiner Verwendung hergestellt, so daß all die Gefahren und Unzuträglichkeiten, die mit der Fabrikation, dem Transport und der Lagerung von Explosivstoffen verbunden sind, beiseite erscheinen. Nachdem bereits beim Bau des Simplontunnels Versuche mit flüssiger Luft unternommen worden waren, die aber wegen der Schwierigkeit ihrer Handhabung nicht zur vollen Zufriedenheit gelangen, sind jetzt neuerdings in den fiskalischen Kalksteinbrüchen in Rüdersdorf bei Berlin neue Versuche aufgenommen worden, bei denen alle Schwierigkeiten in glücklichster Weise überwunden worden sind. Die Sprengpatrone besteht aus Petroleum, das von Kieselguhr vollständig aufgesogen ist, so daß es eine feste und poröse Masse darstellt. Diese Masse wird wie jede andere Sprengpatrone in das Bohrloch eingeführt, und alle Vorbereitungen zur Ausführung der Sprengung werden getroffen. Erst unmittelbar vor der Zündung wird mit Hilfe einer Luftpumpe und einer Papprohrleitung flüssige Luft in die Patrone eingeführt. Die

ganze Manipulation zum Laden von 3 Sprenglöchern dauert nur etwa 1 Minute. Bei den Rüdersdorfer Sprengversuchen war die Sprengwirkung durchaus zufriedenstellend. Der Verbrauch an flüssiger Luft stellte sich pro Schuß auf etwa einen Liter. Neben der großen Billigkeit des neuen Sprengstoffs zeichnet er sich durch völlige Gefährlosigkeit aus, denn er entsteht ja erst unmittelbar vor der Entzündung. Flüssige Luft und Petroleum sind, von einander getrennt, ungefährliche Körper. Für Steinbrüche und Bergwerke stellt die Verwendung der flüssigen Luft zur Herstellung von Sprengmitteln also einen sehr wichtigen Fortschritt dar.

× Cereisen-zündung Die Zündung mit Stahl und Stein, die unsere Großeltern fast ausschließ-

lich benutzten, ist neuerdings wieder stark in den Vordergrund getreten, nur daß an Stelle des früher vorzugsweise benutzten Flintes, gewöhnlich Feuerstein genannt, heute ein weit wirksameres Material, das Cereisen, zur Anwendung kommt. Die Erfindung des Cereisens stammt aus dem Jahr 1903, sie ist Auer von Welsbach zu verdanken, dessen Beschäftigung mit den Edelerden, die Thor, Cer, Lanthan, Dydim usw. enthalten, bekanntlich vor allem zur Ausbildung des Gasglühlichts geführt hatte.

Das Wesen der Zündung der neuen Feuersteine beruht auf der Eigenschaft der Metalle der Edelerden, vor allem des Cers und Lanthans, in Legierung mit gewissen Schwermetallen beim Anreißen mit gehärtetem Stahl einen Funken zu geben. Die abgerissenen feinen Spähne werden infolge der Reibung glühend. Mit steigendem Eisengehalt der Legierung wird die Funkenbildung besonders lebhaft, bis sie bei einem Eisengehalt von zirka 30 % ihr Maximum erreicht. Zur Herstellung der Zündmasse wird Cer im elektrischen Ofen erzeugt und Eisen in fein verteiltem Zustand zugegeben. Die Masse wird in Stäbchenform ausgegossen, die geteilt, die Cereisensteine ergeben.

Für die praktische Anwendung ist eine Unzahl von verschiedenen Feuerzeugen konstruiert worden, von denen die Benzin- und Luntenerzeuger besonders bevorzugt werden. Daneben existieren aber auch noch zahlreiche Konstruktionen von Cereisenreibezeugen zur Zündung von Gasflammen, die in keinem Haushalt fehlen sollten, da sie neben ihrer großen Zweckmäßigkeit auch noch

sehr billig sind und mit einem Stein etwa 6000 Zündungen ermöglichen. Ersatzsteine kosten heute nur wenige Pfennige.

× **Schiffszerstörungen** ×

Kurz vor dem Fall Antwerpens im Oktober 1914 hatten die abziehenden Engländer rasch noch an den 36 im Hafen von Antwerpen liegenden deutschen und österreichischen Dampfschiffen erhebliche Zerstörungen durch Sprengungen in den Maschinenräumen vorgenommen. Wegen der Kürze der Zeit, die zur Verfügung stand, sind die unter Leitung von Ingenieuren der Antwerpener Werften ausgeführten Zerstörungen, die sich meist auf die Sprengung der Zylinder beschränkten, glücklicherweise nicht sehr weitreichend gewesen; trotzdem haben in einer großen Zahl von Fällen nicht nur die Maschinen, sondern auch Teile der Schiffskonstruktion selbst erheblichen Schaden gelitten. Da die Zerstörung an den wider alles Recht in Antwerpen noch vor Beginn der Feindseligkeiten festgehaltenen Schiffen keinesfalls eine zwingende Kriegsnotwendigkeit gewesen ist, so ist der belgische Staat natürlich schadenersatzpflichtig, und die Geschädigten dürften aller Wahrscheinlichkeit nach auch bereits ihre Schadenersatzansprüche geltend gemacht haben. Um welche Werte es sich bei den Zerstörungen gehandelt hat, geht aus einer Schadensberechnung in der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure hervor, die Dr. W. Scholz für einen Dampfer von 6569 Registertons mit einer Maschinenleistung von 2600 Pferdestärken zahlenmäßig durchgeführt hat. Für die Reparaturen würden allein rund 231 000 Mark aufzuwenden sein. Hierzu kommen noch die Entschädigungen für die notwendige Reparaturzeit, nach Einstellung der Feindseligkeiten, Versicherungsgebühren, Schleppgebühr, Kosten für Löschen, Lagern, Wiedereinnehmen der Ladung, so daß für das eine einzige Schiff rund 584 000 Mark an Schadenskosten herauskommen. Der Gesamtschaden dürfte auf etwa 14 Millionen Mark zu veranschlagen sein.

× **Kurze Chronik** ×
Um die Dauerhaftigkeit des Stahls zu erhöhen, vor allem ihn widerstandsfähiger gegen die Angriffe des Luftsauer-

stoffs zu machen, sind in der letzten Zeit in Amerika umfassende Versuche angestellt worden. Es stellte sich heraus, daß Legierungen von Stahl respektive Eisen mit Nickel, Kupfer oder Silber die besten Ergebnisse lieferten. Da Nickel und Silber wegen ihres hohen Preises für allgemeinere Verwendungszwecke ausscheiden, so kommt praktisch nur eine Legierung von Stahl mit etwa 2‰ Kupfer in Betracht. Sie hat eine 10mal größere Widerstandskraft gegen Angriffe von Säuren als reines Eisen respektive Stahl. Den korrodierenden Einwirkungen der Atmosphären widersteht die Legierung etwa 3mal besser. Eine Vermehrung des Gehalts an Kupfer verbessert die Eigenschaften der Legierung nicht, verteuert sie nur. × Die flammenlose Verbrennung von Leuchtgas nach dem Schnabel-Boneschen Verfahren ist in dieser Rundschau (1914, 2. Band, pag. 878 f.) bereits gewürdigt worden. Dieses für die Technik wichtige Verfahren dürfte noch weitere Bedeutung gewinnen, nachdem es gelungen ist auch flüssige Brennstoffe zur flammenlosen Verbrennung zu bringen. Natürlich muß hierzu der flüssige Brennstoff vor Eintritt in die feuerfeste Masse in Dampfform übergeführt werden. Versuche mit einer Kesselfeuerung von 12 Quadratmeter Heizfläche bei Verwendung eines Öls von 8800 Wärmeeinheiten Heizwert haben eine stündliche Verdampfung von 107 Kilo auf den Quadratmeter ergeben. Der thermische Wirkungsgrad wurde auf 90 % festgestellt, gegenüber 75 % bei anderen Ölf Feuerungen. × Eine der Industrien, die jetzt durch den Krieg ganz besonders stark beschäftigt sind, ist die Motorfahrzeugindustrie. Und zwar wird dieser hohe Beschäftigungsgrad noch lange Zeit über den Krieg hinaus fort dauern, denn von den zahlreichen Motorfahrzeugen, die mit unseren Truppen hinauszogen, dürfte nur ein kleiner Teil gebrauchsfähig wiederkommen. Die allgemeine Automobilzeitung macht nun darauf aufmerksam, daß jetzt die beste Zeit dafür ist an neue Konstruktionen zu denken. Es empfiehlt sich nicht so viele verschiedene Bauarten herauszubringen sondern einheitlicher zu arbeiten, in der Gesamtkonstruktion wie in den Einzelteilen; zum Beispiel einheitlich große Räder einzuführen, womit auch der Gummiindustrie gedient wäre.

